

GO



10

JAHRE
GO-MAGAZIN

WILLST DU MIT MIR GEHEN?

Zwölf Reportagen zu Fuß

EDITORIAL

Liebe Leserinnen, liebe Leser

Der Frühmensch, dessen Skelett kürzlich in einer Höhle in Südafrika gefunden wurde, besaß ein Gehirn von der Größe einer Orange. Was die Forscher allerdings mehr überraschte: Seine Füße waren kaum von denen eines modernen Menschen zu unterscheiden. Der Mensch ist ein Geher, ein Aufrechtgeher seit zigtausend Jahren. Und in nur wenigen Jahrzehnten hat er das Laufen fast wieder verlernt, jedenfalls in den Industrienationen. „Es würde alles besser gehen, wenn man mehr ginge“, sagte einmal der Sachse Johann Gottfried Seume und lief los nach Sizilien. Damals gab es noch keine Autos, doch selbst Pferdekarren waren Seume zu schnell.

Wer geht, sieht mehr. Wer mehr sieht, denkt mehr. Wer mehr denkt, schreibt bessere Reportagen. Was also lag näher, als das GO-Magazin dem Thema „zu Fuß“ zu widmen? Es geht um Wahrnehmung, um Bilder im Kopf. Die Fortbewegung zu Fuß ist die dem Menschen angemessenste Geschwindigkeit. Wer zu schnell ist, hat keinen Blick für das Detail. Die zwölf Journalistinnen und Journalisten der Zeitspiegel-Reportageschule machten sich auf, um entweder einen Weg und die damit verbundene Erfahrung zu beschreiben, oder aber um Menschen zu treffen, die „was mit Füßen“ zu tun haben.

Die Wahl des Oberthemas fiel nicht ganz zufällig auf die Füße. Die Volkshochschule Reutlingen und die Reportage-Agentur Zeitspiegel gehen seit zehn Jahren gemeinsam „Seit' an Seit'“ um den Journalisten-Nachwuchs zu fördern. Viele kleine Schritte waren dazu nötig, doch jetzt, im Jubiläumsjahr, schauen wir nicht ohne Stolz auf das Ergebnis. Mehr als hundert Absolventen sind durch die Reutlinger Schule gelaufen und schreiben oder senden heute in großen Redaktionen. Dabei hatten uns einige am Anfang gleich gewarnt: Heute schließe man Journalistenschulen und öffne keine neuen, lautete deren skeptisches Credo. Wir laufen weiter. Inzwischen unterstützt das Land Baden-Württemberg die Schule mit einem erheblichen Betrag und Sponsoren winken zumindest nicht mehr von vorneherein ab.

Zurück zu den Füßen: Einemillionfünfhundertzweiunddreißigtausendvierhundertzweiundzwanzig Schritte sind die Reporterinnen und Reporter auf ihren Recherchen für das GO-Magazin gelaufen (jeder hatte einen Schrittzähler im Gepäck). In Deutschland, Österreich, Ungarn, Polen, Griechenland, Jordanien und der Schweiz haben sie ihre Geschichten gefunden und gemeinsam mit Studenten der Hochschule für Fotografie in Hannover zu einem spannenden Magazin zusammengefügt.

Wer es genießen will, sollte eines tun: sich Zeit nehmen – und die Füße hochlegen.

Philipp Maußhardt



1



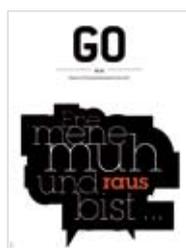
2



3



4



5



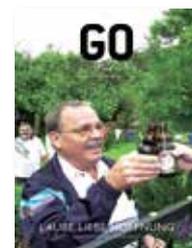
6



7



8



9

1. GO 01/2006: „Grenzen“
2. GO 02/2007: „Provinz“
3. GO 03/2008: „Nackt“
4. GO 04/2009: „Nachbarn“
5. GO 05/2010: „Raus“

6. GO 06/2011: „Verantwortung“
7. GO 07/2012: „Kinder“
8. GO 08/2013: „Stille“
9. GO 09/2014: „Schreibergarten“

INHALT

1

ZU FUSS DURCH PEGIDALAND

S. 008 – Dresden, Freital, Häslich ... David Sahay lief durch sächsische Städte und Dörfer. Er fand Hass, aber auch Verunsicherung und Überforderung

2

NIMM DEN LANGEN WEG NACH HAUS

S. 020 – In Berlins Straßen hetzen die Menschen von A nach B. Jessica Sabasch ließ sich treiben – und entdeckte die Freude an der Ziellosigkeit

3

ES GEHT BERGAUF!

S. 030 – Krisenstimmung auf dem Olymp: Die Götter sind weg, die Taschen der Wanderer leer. Christine Luz suchte auf dem fast 3 000 Meter hohen Gipfel nach Auswegen

4

KRIEG IN DEN BEINEN

S. 040 – Strammstehen, Marschieren, panzerbrechender Blick: Das Wachbataillon der Bundeswehr ist zuständig für die protokollarische Begrüßung von Staatsgästen. Hannes Opel war mehrere Tage bei der Ausbildung der Rekruten dabei

VERGESSENES VOLK

S. 050 – Das Nomadenvolk der Dom lebt in Jordanien am Rande der Gesellschaft, verachtet und diskriminiert. Pascale Müller über ein Leben zwischen Stolz und Anpassung

5

SCHAFZWITSCHERN

S. 064 – Jung, ledig, arbeitsam: Sven de Vries ist einer der letzten Wanderschäfer Deutschlands – und liebt seinen Beruf. Veronika Wulf hat mitgeholfen, seine Herde über die Schwäbische Alb zu treiben

6

7

LAUFEN LERNEN

S.074 – Christoph Baumer ist pädophil und sitzt seit neun Jahren im Gefängnis. Bald soll er entlassen werden. Samanta Siegfried ging mit ihm ein paar Schritte auf seinem Weg in die Freiheit

8

LINKS ODER RECHTS

S. 082 — An der Oder sind sich Deutsche und Polen nah wie nirgendwo. Isabel Stettin hat sich links und rechts des Grenzflusses auf die Suche gemacht. Sie traf auf Nachbarn und Grenzgänger, Frustration und Klischees

9

ZEHENSPITZEN-GEFÜHL

S. 092 — Balletttänzer verlangen ihrem Körper alles ab. Freya Altmüller über das Leiden der fünf Zehen, Schweiß und Schmerz. Eine Geschichte aus der Fußperspektive

11

DIE ZAUN-KÖNIGE

S. 112 — Der ungarische Grenzzaun soll Flüchtlinge von der EU fernhalten. Raphael Thelen hat vor und hinter den Maschendraht geblickt. Er traf Syrer, die hinüber wollen und einen deutschen Frührentner, der sich vor Flüchtlingen und ungarischen Nazis fürchtet

10

AM ENDE DER STRASSE

S. 100 — Die polnischen Waldkarpaten waren immer ein Rückzugsort für skurrile Gestalten. Ljuba Naminova hat sie besucht

12

WO IST KARL?

S. 122 — Ein Wanderer verschwindet spurlos in den Alpen. Celina de Cuveland zeichnet die Suche nach und wird am Ende durch einen Anruf überrascht

EXTRA

S. 006 — Impressum
S. 132/133 — Autoren & Fotografen

IMPRESSUM

Herausgeber: Dr. Ulrich Bausch

Zeitspiegel-Reportageschule Günter Dahl
der Volkshochschule Reutlingen
Spendhausstr. 6, D 72764 Reutlingen
T: 07121 336182, info@reportageschule.de
www.reportageschule.de

Kuratorium: Prof. Dr. Hermann Bausinger, Prof. Martin Beck, Barbara Bosch, Uta-Micaela Dürig, Josef-Otto Freudenreich, Anton Hunger, Ingrid Kolb, Prof. Dr. Dietmar Mieth, Dr. Andreas Narr, Thomas Oberle, Gerd Schulte-Hillen, Edzard Reuter (Vorsitzender), Dr. Carl-Heiner Schmid, Alexander Smoltczyk, Prof. Götz W. Werner

Chefredaktion: Philipp Maußhardt

Art Direktorin: Alexandra Engelhard

Textredaktion: Frank Brunner, Philipp Maußhardt, Andrea Mertes, Martin Rasper, Erdmann Wingert

Chefs vom Dienst: Freya Altmüller, Veronika Wulf

Bildredaktion: Uli Reinhardt (Koordination), Michael Trippel (Koordination), Freya Altmüller, Veronika Wulf

Autoren: Freya Altmüller, Celina de Cuveland, Christine Luz, Pascale Müller, Ljuba Naminova, Hannes Opel, Jessica Sabasch, David Sahay, Samanta Siegfried, Isabel Stettin, Raphael Thelen, Veronika Wulf

Fotografen: Ludwig Ander-Donath, Emile Ducke, Tom Gerhardt, Victor Hedwig, China Hopson, Jonas Kakó, Maria Klenner, Moritz Richter, Arzu Sandal, Carina Schmitt, Agata Szymanska-Medina, Angelina Verneti

Koordination: Stefan Junger

Druck: Raisch, Reutlingen

Bildnachweise: David Seymour/Magnum Photos (S.7), Martin Parr/Magnum Photos (S.19), mauritius images/Glasshouse (S.29), Werner Bischof/Magnum Photos (S.39), Steve McCurry/Magnum Photos (S.49), UIG via Getty Images/Getty Images (S.63), Ferdinando Scianna/Magnum Photos (S.73), akg-images/Album/WALT DISNEY PRODUCTIONS (S.81), Gregg DeGuire/PictureGroup/all4prices (S.91), ClassicStock/akg-images/M. Burges (S.99), Steve McCurry/Magnum Photos (S.111), Markus Keller/WDD VERLAG UND WERBEAGENTUR/action press (S.121), Bruce Gilden/Magnum Photos (S.131), A. Abbas/Magnum Photos (S.135)

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, Aufnahme in Online-Dienste und Internet sowie Vervielfältigung auf elektronischen Datenträgern bedürfen der vorherigen schriftlichen Zustimmung des Herausgebers.

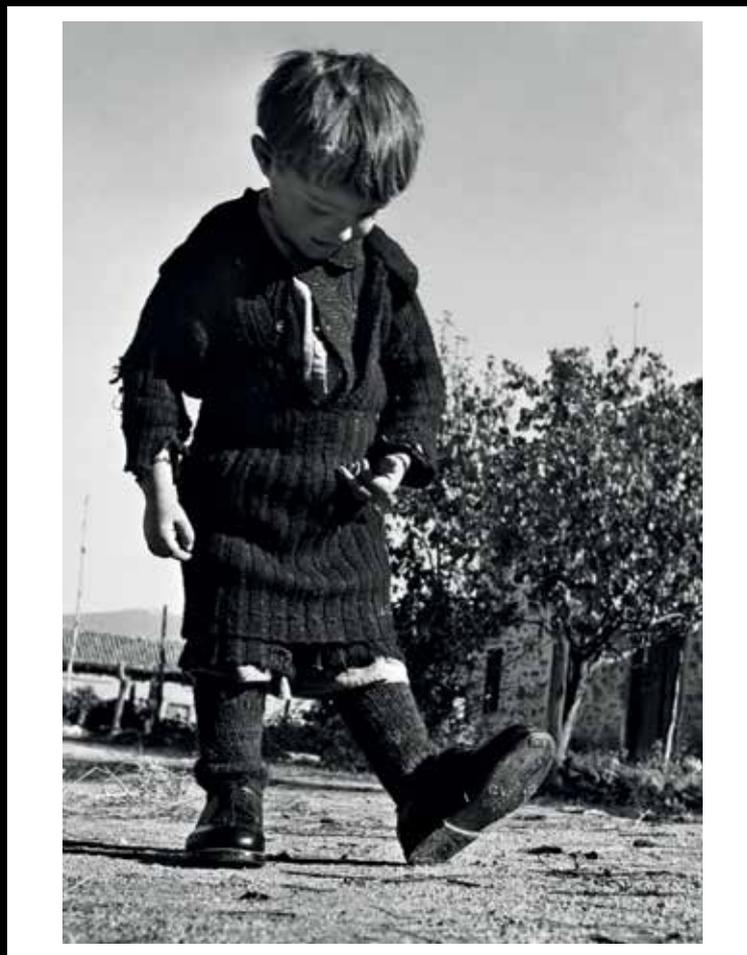
Wir danken:
action press, Agentur Focus, akg images, all4prices, Getty Images, Glasshouse, Magnum Photos Paris und mauritius images für die Bildrechte

Wolfgang Behnken, Michael Obert, Redaktion Stern und Studiengang Fotojournalismus der Hochschule Hannover für die Unterstützung

Medisana AG für die Schrittzähler

MEDISANA®

1

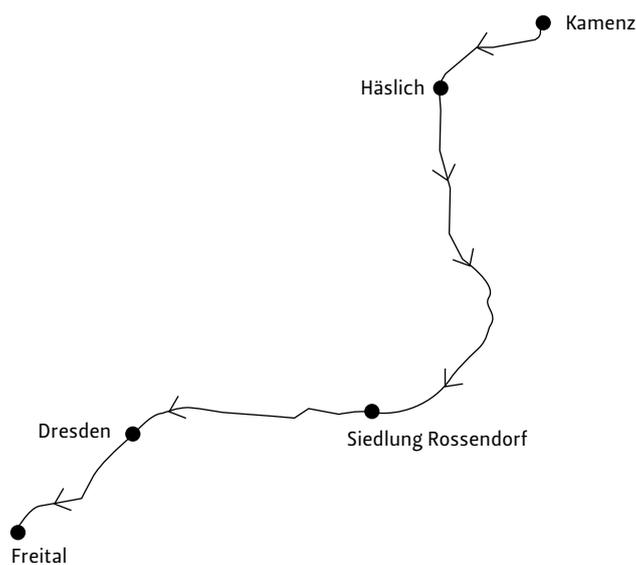


Ungläubig schaut sie an sich hinab, dann rennt sie los. Solange sie ihre neuen Schuhe tragen darf, ist der Krieg für sie vergessen. Eleftheria ist das letzte Kind, das 1947 während des Bürgerkrieges im griechischen Dorf Oxia von den Vereinten Nationen evakuiert wird

„These boots are made for walkin’“

NANCY SINATRA

ZU FUSS DURCH PEGIDALAND



In vielen deutschen Gemeinden ist die Aufnahme von Flüchtlingen kein Problem. Aus Sachsen hört man oft anderes. Was ist los im ganz nahen Osten?

TEXT: DAVID SAHAY
FOTOS: VICTOR HEDWIG



Besorgte Bürger und Fahnen im Wind auf dem Neumarkt in Dresden. Wie Rentner Jürgen Matthes und Frank Reuter fürchten sich viele Pegida-Demonstranten vor Überfremdung



Abdul Quadir (Mitte) und sein Freund versenden Videos von der Demo. Von Pegida hatten sie bisher noch nie etwas gehört



A

An einem Montag im August steht Abdul Quadir mit leuchtenden Augen am Rande des Neumarkts in Dresden und staunt: Um ihn herum gleiten schwarz-rot-goldene Fahnen durch die Luft, die Abendsonne verleiht majestätisches Licht. „Wow“, sagt Quadir als ich an ihm vorbeigehe. Er zückt sein Handy für ein Video.

„Weißt du, was hier passiert?“, frage ich. Quadir, dunkler Teint, Dreitagebart und zartes Lächeln schüttelt den Kopf, ohne vom Handybildschirm wegzusehen. Der Flüchtling aus Afghanistan ist zufällig in eine Pegida-Demo spaziert.

Im Zentrum der Menschenmenge schwillt ein Sprechchor an. Erst als unverständliches Grollen, dann als deutliches Brausen erreichen uns die Silben: „AB-SCHIE-BEN, AB-SCHIE-BEN!“

Ich übersetze für Quadir. „Sie wollen keine Flüchtlinge“, sage ich. Der junge Mann wendet seinen Blick vom Bildschirm ab, zieht die Brauen hoch und schaut mir direkt in die Augen: „Warum?“, fragt er. Ja, warum eigentlich?

Dresden, Freital, Heidenau. In Sachsen lehnen die Menschen Flüchtlinge stärker ab als anderswo. Ich will verstehen, was in den Köpfen vorgeht, im ganz nahen Osten. Meine Reise durch

Pegidaland beginnt in der Stadt mit dem größten Flüchtlingsheim Sachsens.

Kamenz liegt 40 Kilometer nordöstlich von Dresden. Endstation der Städtebahn 34. Ich bin mit Richard Boes verabredet, Treffpunkt Eiscafé. „Kamenz ist so klein, das finden Sie schon“, hatte Boes in einer E-Mail geschrieben. „Ich werde eine rote Hose und ein blaues Hemd tragen. Wir sind zu zweit.“

Richard Boes gründete vor vier Jahren das „Bündnis für Humanität und Toleranz“. Sein Begleiter, Jörg Stern, war ebenfalls von Anfang an dabei. Im Café erzählen die beiden von einer Erfolgsgeschichte und von einer unsichtbaren Bedrohung.

Die Erfolgsgeschichte begann 2011: Drei Lehrer und die Ausländerbeauftragte des Landkreises gründeten das Bündnis. „Nicht gegen, sondern für etwas“, sagt Boes. Schnell waren es zehn Mitglieder. Bald fünfzehn. „Ein paar zugkräftige Namen wie den des Bürgermeisters dabei, so macht man’s ja.“ Nach zwei Jahren waren es sechzig Helfer. Viel für eine Ost-Stadt, betont Stern, der als Grüner im Stadtrat sitzt.

Boes’ Augen glänzen, wenn er von seinen Projekten redet: Deutschkurse, Sommerfest, Hausaufgabenbetreuung

und mehr. Mittlerweile organisiert das Bündnis regelmäßig Runde Tische. Bringt Behörden zusammen „um dat ganze Ding zu lösen“, sagt Boes, der ursprünglich aus Mühlheim an der Ruhr kommt. Vor einem Jahr ehrte man sein Bündnis mit dem Sächsischen Bürgerpreis.

Stern erzählt von Morddrohungen gegen den Bürgermeister, bei ihm selbst hätten eines Nachts die Mülltonnen sechs Meter hoch gebrannt. Boes rief auf zu „Beachvolleyball gegen Rechts“ und fand Scherben im Sand. Boes sagt: „Gewaltbereite Rechte, aber nicht aus Kamenz.“ Rechte gäbe es hier gar nicht. Die würden sie auch kennen. Gemeinsam fahren wir zur Flüchtlingsunterkunft am Rande der Stadt.

Vorbei an bunt leuchtenden Häusern und Pflastergassen, hinaus zum alten Flugplatz. Hier steht die ehemalige Polizeischule, die jetzt ein Heim für Flüchtlinge ist. Vier Stockwerke. 400 Plätze. 368 belegt.

Boes sagt: „Vier Menschen pro Fenster“ und deutet auf den gelben Klotz. Stern sagt: „Als sie das gebaut haben, dachten sie, das reicht für den ganzen Landkreis“ und wird von einem Kichern geschüttelt. Damals gab es 300 Asylbewerber im Landkreis, heute sind es 1 500. Was in Kamenz gut läuft, sieht zehn Kilometer weiter, in Häslich, einem Dorf mit 500 Einwohnern, anders aus.

Seit Oktober 2014 demonstriert ein Großteil der Bewohner gegen ein geplantes Flüchtlingsheim. Vor ein paar Tagen, im August 2015, wurde es trotzdem eröffnet.

Stern sagt: „Häslich ist 'ne komplizierte Veranstaltung.“ Boes sagt: „Wir wissen noch nicht, was dat gibt.“ Fotograf Victor Hedwig und ich wollen uns den Ort anschauen. Wir verabschieden uns und laufen los. Zu Fuß sind es rund zwei Stunden zwischen Feldern und Wäldern.

Auf der Straße, die in das Tal hinab führt, stehen wenige Häuser. Eine Frau hängt im Garten Wäsche auf. Sie entdeckt unsere großen Rucksäcke, kommt an den Gartenzaun und fragt freundlich, was wir suchen. Wir stellen uns als Journalisten vor und ihr Lächeln gefriert. Wieder jemand, der sie in die rechte Ecke stecken wolle. Sie blafft: „Dann sucht weiter“, und wendet sich ab.

Unten im Ort plaudern wir als Wanderer mit einem älteren Herrn. Wenn ihr verstehen wollt, was sich hier abspielt, müsst ihr mit Jens Opitz reden. Man trifft ihn abends auf der Demo auf dem Platz vor dem Steinbruchmuseum.

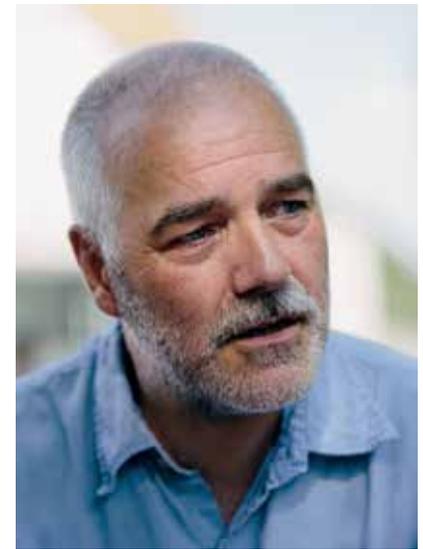
Am Abend müssen wir nicht lange suchen: Jens Opitz steht in der Mitte des Platzes und redet ins Mikrofon. Der Frührentner, 52 Jahre alt, trägt eine drei Handbreit kurze Jeans, Silberkette und hat lila Haare mit rot leuchtendem Pony. Um ihn herum etwa fünfzig Häslicher mit Reichskriegsflaggen aus der Zeit des Deutschen Kaiserreichs.

Opitz hat kaum angefangen zu reden, da fährt eine junge Frau im Kombi vorbei, schreit: „Ihr seid peinlich!“ und gibt wieder Gas. Jens Opitz lacht und spricht weiter. Es geht wie immer um die neue Flüchtlingsunterkunft.

Nur wenige Tage zuvor sind in die alte Dorfschule 32 Flüchtlinge eingezogen. Seit Monaten marschieren die Häslicher alle zwei Wochen mit ihren Fahnen hoch zum Heim. Anfang des Jahres brach jemand ein und flutete den Keller.

Opitz redet von „Wirtschaftsflüchtlingen“, ein anderer von „Seuchen“, der dritte von „Überfremdung“. Die Menschen in der Menge schütteln den Kopf über diese Zumutung. Schließlich marschiert das halbe Hundert schwatzend und scherzend durch den beschaulichen Ort.

Ein Anwohner will wissen, warum Victor sein Haus fotografiert hat. Schnell steht ein kleines Grüppchen um ihn herum und geifert ihn an. „Sie löschen das jetzt sofort! Da wird gar nicht diskutiert!“ An den Schläfen des Mannes treten Adern hervor, Rücken durchgedrückt, Brust geplustert. Der Zeigefinger surrt durch die Luft. Plötzlich reißt er mit der linken Hand an der Kameronaschlaufe, mit der rechten am Objektiv. Er schnauft: „Ich werf' die einfach in den



Richard Boes wurde für die „Willkommenskultur“ in Kamenz ausgezeichnet. Nicht alle freuten sich darüber

Das Flüchtlingsheim in Häslich: Der Notausgang ist noch ausbaufähig







»NE, DAS LÄUFT BEI
UNS, WIR SIND RICHTIG
GUT DRAUF HIER.
HÄSLICH ERGIBT SICH
NICHT«

JENS OPITZ

Fluss!“ Doch dazu kommt es nicht. Der Dorfpolizist schreitet ein.

Auf der kurzen Strecke zur Unterkunft redet Opitz auf mich ein. Er habe mit seinen Demonstrationen nur ein Anliegen: „Asylbewerber raus aus Deutschland.“ Fröhlich erzählt er, dass man in Häslich nur Flaggen mitführt, die die deutsche Verfassung „gerade noch erlaubt“.

Das grummelnde Grüppchen zieht jetzt am Heim vorbei. Aus den Fenstern beobachten Frauen und Kinder, wie sich die Demonstration gleich hinter dem Heim auflöst.

Opitz begrüßt uns später 300 Meter von der Unterkunft entfernt gut gelaunt in seinem Garten. Dem 52-Jährigen kippt oft die Stimme, sie wird kratzig und hoch wie bei einem aufgeregten Vogel. Am Anfang wirkt es, als wolle er mir markige Aussagen in den Block diktieren. Er beginnt mit seinen Flaggen („Nicht illegal, aber so nah dran wie möglich“). Erzählt von seiner Forderung („Alle Ausländer raus“) und klammert sich an die Bierflasche aus einer sächsischen Brauerei.

Im Oktober 2014 hatte die Ausländerbehörde ihre Pläne mitgeteilt, die leerstehende Dorfschule von Häslich als Flüchtlingsunterkunft zu nutzen. Opitz und ein Nachbar organisierten eine Spontandemo. 480 Leute kamen – fast das gesamte Dorf. „Man hätte uns vorher fragen müssen“, schimpft Opitz, außerdem sei der nächste Supermarkt sechs Kilometer vom Heim entfernt.

Vom Erfolg der ersten Demo überrascht macht Opitz weiter.

Die Beiträge der wöchentlichen Redner steckt er in einen Briefumschlag und schickt ihn nach Berlin und Dresden. An die Regierung.

„Die sind auf dem Laufenden, Häslich ergibt sich nicht.“ Für das nächste Vierteljahr hat er bereits Demonstrationen angemeldet. Er macht das immer gleich im Block. Er will, „dass das Volk von unten her wieder wie ‘89 anfängt aufzukochen.“

Je länger er redet, desto leiser wird seine Stimme. Er spricht jetzt nicht mehr von Ausländern, sondern von Migranten: „Und dann sind da noch die Milliarden Euro, die jährlich an Migranten gehen, die nicht arbeiten.“ Da könne er platzen.

Vor dem Arbeitsunfall hat er für 480 Ostmark gearbeitet. Erst als Schuhmacher, dann im Pflasterbau. Heute würden Migranten alles umsonst bekommen. Opitz hat von Flüchtlingen gehört, die gebrauchte Kleidung ablehnen. Er sagt

Nur die Vorhut der Demo: Etwa 50 Menschen folgen dem jüngsten Teilnehmer in Häslich beim Protest gegen das Flüchtlingsheim



SCHRITTE:

204228



Auf ihrer 14-tägigen Wanderung wurden Autor David Sahay und Fotograf Victor Hedwig nur einmal zum Übernachten eingeladen: von syrischen Flüchtlingen

mit brüchiger Stimme: „Deswegen gehen wir auf die Straße.“ Der Mann mit den lila Haaren und dem rot leuchtenden Pony weint jetzt fast, so ungerecht ist die Welt in seinen nassen Augen.

Kurz darauf verabschiedet er uns. „Ne, das läuft bei uns, wir sind richtig gut drauf hier“, sagt er mehr zu sich selbst. „Wenn irgendwo ein Problem auftritt, dann gehen wir das auch an.“

Unsere Strecke soll weiter nach Freital führen. Als wir rund 25 Kilometer südlich von Häslich aus dem Wald stolpern, stehen wir schon wieder vor einem „Problem“. Es hat ein Geschoss, ist etwa hundert Meter lang und zwanzig Meter breit. Davor sitzt ein Syrer auf einem Klappstuhl und raucht. Er ist mit zwanzig anderen vor fünf Stunden im Flüchtlingsheim der Siedlung Rossendorf angekommen und hat schon alles gesehen: die vier großen Mehrfamilienhäuser, den Schrebergarten, den Modellflugclub, den gelben Post-Briefkasten und die Bushaltestelle Richtung Dresden. Auch die kleinen Warnschilder auf den Rasenflächen um die Baracke herum: „Privatgrundstück. Betreten verboten.“

Die Siedlung wurde in den Sechziger Jahren für Personal des nahen Instituts für Kernforschung gebaut; der Forschungs-

reaktor inzwischen abgerissen. Von den 120 Menschen, die hier leben, sind die meisten Rentner. Am Aushang im Schrebergarten stehen viele Dokortitel.

Zwischen Mehrfamilienhäusern und der Baracke stehen sechs Alteingessene um den Briefkasten herum. Eine Frau trägt eine große Sonnenbrille und ist gut gebräunt. Sie sagt: „Das größte Problem ist, dass man uns hier vor vollendete Tatsachen stellt“, und klopft sich auf den Schenkel, um die Silben zu betonen.

Alle nicken zustimmend. Man habe von der Unterkunft aus der Zeitung erfahren. 72 Flüchtlinge. Ausgerechnet hier. Eine Petition half nicht, kaum zwei Monate später kamen die ersten 20 an.

Sie sagt: „Wir haben auch Angst vor den Krankheiten und allem.“ Ihre Stimme überschlägt sich.

Ein Mann mit freiem Oberkörper, Bermudashorts und Schnauzer sagt: „Weil keine Fläche da ist. Wenn die hinten zum Fenster rausspucken, spucken sie in den Wald. So nah steht der.“

Sie sagt: „Und die Waldbrandgefahr macht uns große Sorgen.“

Der Ehemann der Frau sagt: „Es ist ja ne Holzkonstruktion. Wenn einer im Schlaf seine Matratze anzündet, brennt der Dachstuhl weg.“

Sie sagt: „Gestern hat einer dort geraucht. Ich dachte, Gott jetzt brennt’s da.“

Ihr Mann sagt: „Wenn’s einem die Kippe in den Wald weht, geht es ab.“

Sie sagt: „Und die kennen das ja nicht so, ne?“

Der Schnauzer sagt: „Aber für die ist der Wald die einzige Möglichkeit, das Einzige, was öffentlich ist.“

Der Mann sagt: „Wenn hier 72 allein reisende Herren wohnen, traue ich mich auch nicht mehr in den Wald. Und ich will wirklich niemanden kriminalisieren.“

Sie fragt uns: „Waren Sie schon hinten gucken? Haben Sie gesehen, was das für Menschen sind?“

Ihr Mann flüstert: „Wir haben uns noch nicht hingetraut. Wir wollen ja keinen provozieren.“ Dann löst sich die Runde auf.

Victor und ich schauen am nächsten Tag in der Baracke vorbei. Es sind junge Männer aus Syrien. Wir spielen Fußball, danach laden sie uns ein: Es gibt Chips und Möhren, dazu ein Glas Cola. Sie sind froh, dass ihnen jemand ein bisschen Deutsch beibringt. Als wir gehen, können sie „bitte“, „danke“ und „Besuch“ sagen. Wer weiß, wann wieder welcher kommt.

Am Morgen darauf wollen wir nach Dresden laufen, da treffen wir noch einmal auf die Frau vom Vortag und ihren Ehemann.

Sie sagt: „Wir hören nichts, die sind absolut still.“

Er lächelt warm und sagt: „Gebt mir noch zehn dazu dann passt’s.“

Sie sagt: „Gestern haben sie Fußball gespielt.“

Er sagt: „Man gewöhnt sich ja dran.“

Der Wind trägt kaum hörbar arabische Handymusik über die Baracke zu uns.

Die Menschen, die wir bislang getroffen haben, sind von der Politik enttäuscht; sie fürchten, wirtschaftlich abzustiegen und haben Angst vor Fremdem. Der Soziologe Dieter Rucht forscht seit 35 Jahren zu politischer Öffentlichkeit, politischem Protest und Konfliktsoziologie. Er sagt: „Pegida ist eine Bewegung, die all diese Emotionen in sich vereint hat.“

Von Rossendorf aus gesehen liegt Dresden genau zwischen uns und Freital. An diesem Montagabend begrüßt Pegida-Gründer Lutz Bachmann etwa 2 000 Demonstranten auf dem Dresdner Neumarkt. „Ich habe Angst“, beginnt er seine Rede. Er also auch. Dabei ist die Stimmung heute eigentlich fantastisch: In der Abendsonne lassen Familien Erinnerungsfotos von sich schießen. Fünf

Gegendemonstranten in schwarzen Pullis sitzen still auf der Treppe der Frauenkirche. Ein Mann aus Häslich erkennt Fotograf Victor wieder und grüßt gut gelaunt.

Am Rand entdeckte ich Abdul Quadir, den Flüchtling aus Afghanistan und erkläre ihm, warum die Menge gegen Flüchtlinge skandiert. Er sagt leise: „Dann gehe ich“, und wendet sich ab. Ich halte ihn an der Schulter zurück und flüstere ihm zu. Das hier sei nur eine Minderheit, die meisten hätten nichts gegen Flüchtlinge. Ich bin mir nicht sicher, ob er verstanden hat. Erst später wird mir klar, dass Abdul in Freital gewohnt haben muss, als die Minderheit kurz in der Mehrheit war.

Auf dem Neumarkt denkt die Minderheit, sie wäre das Volk. Mit Victor als Fotograf sind wir beide schnell als „Lügenpresse“ etikettiert. Die Redner sind fertig, da schlendert ein schwächlicher Rentner zu mir rüber. Frank Reuter, 71, will über ein Missverständnis reden. Es sei ja nicht jeder gleich Lügenpresse. Jürgen Matthes, 53, kommt dazu, in seinem bunt leuchtenden Hawaii-Hemd. Mit vielen alten Männern, ein paar jungen, ein paar Frauen, laufen wir los. Die Menge skandiert: „Wir sind das Volk!“

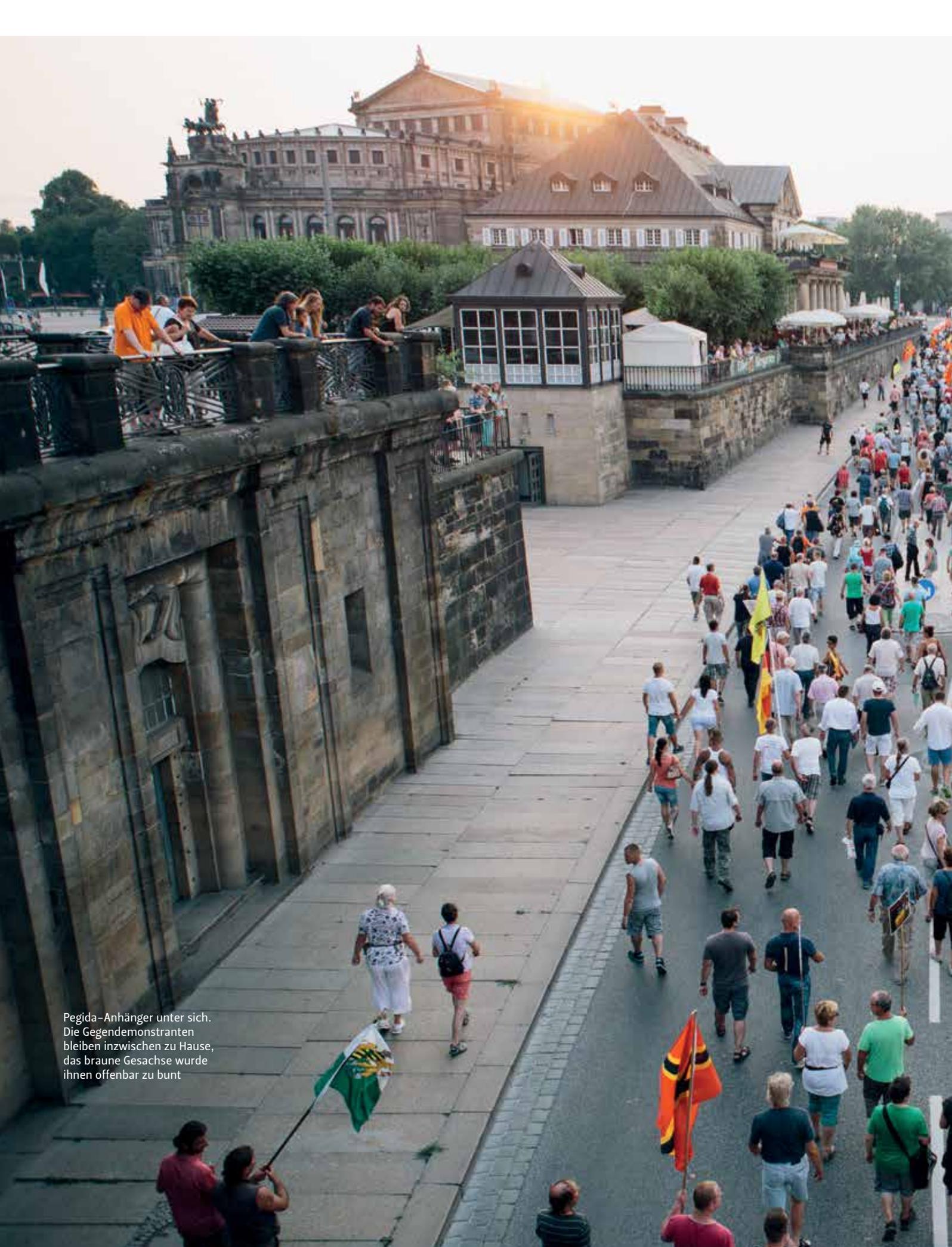
Matthes erzählt vom Regenwald, Russen, Gaddafi und dem Kinderkrieg. Von Burkas und Asylanten, von Gutmenschen und Schlaf-Schafen. Nach der Hälfte des Rundgangs dreht sich Reuter um. „Das sind mehr geworden, Jürgen“, sagt Reuter. „Ja, das tut natürlich gut, ist



Deutschkurs auf Sächsisch: „Betreten verboten“ steht auf den Rasenflächen in Rossendorf

Fakten, Fakten, Fakten – und immer an die Flüchtlinge denken





Pegida-Anhänger unter sich.
Die Gegendemonstranten
bleiben inzwischen zu Hause,
das braune Gesächse wurde
ihnen offenbar zu bunt

**DIE BEIDEN INGENIEURE
STEHEN NOCH EIN
WENIG AM RAND UND
ERKLÄREN SICH DEN
UNTERSCHIED ZWISCHEN
REICHSKRIEGSFLAGGE
UND WIRMER-FLAGGE**





Ratloser Lehrer: Stefan Vogel (54) unterrichtet Ethik. Seine Appelle im sächsischen Freital verpuffen ungehört

schön, wenn wa' da nicht alleine sind“, antwortet Matthes.

Nach dem Spaziergang lungern wir wieder auf dem Neumarkt. Reuter ruft plötzlich aufgeregt „Guck mal, da die Nazis!“ In der Mitte stehen sechs junge Männer mit Glatze und riesigem Banner: „Grenzen retten Leben.“

Als sie fertig sind mit Schreien, klatschen viele, Reuter und Matthes nicht. Die beiden Ingenieure stehen noch ein wenig am Rand und erklären sich den Unterschied zwischen Reichskriegsflagge und Wirmer-Flagge. Mir raten sie „Sprechen Sie doch mal mit Herr Bachmann“, dann fahren sie nach Hause, noch bevor die Redner fertig sind.

Ich schleiche mich an der Absperrung vorbei hinter die Rednerbühne. „Guten Tag, Herr Bachmann, ich hätte gern ein Interview.“ Lutz Bachmann wirkt gestresst, mit aufgerissenen Augen schaut er mich an. Er sagt: „Ne, nie“, und dreht sich so schnell auf dem Absatz um, dass er strauchelt. Dann eben nicht. Letzte Station: Freital. Bekannt aus Funk und Fernsehen.

Auf dem Weg dorthin fängt es an zu regnen. In der Stadt angekommen wirkt es im Vergleich zu Kamenz, als hätte der Regen die einmal bunten Fassaden grau gewaschen. Das Elbe-Hochwasser im Sommer 2002 hat viele Häuser in der Innenstadt verwüstet; noch immer ist vieles verfallen.

Wir warten den Regen im Eiscafé Fischer ab. Kellnerin Sabine hält uns für Touristen und gibt uns eine Informationsmappe. Auf Seite 17 wirbt das Hotel „Leonardo“ noch mit eigenem Busparkplatz, Nachtportier und Personal, das

Englisch spricht. Inzwischen ist das Hotel eine Flüchtlingsunterkunft.

Im Fernsehen sah man im Juni Menschen vor dem ehemaligen Hotel Leonardo aus voller Kehle schreien: „Wer Freital nicht liebt, soll Freital verlassen!“

Stefan Vogel hat damals nicht mitgeschrien. Er engagiert sich im „Willkommensbündnis“ und will uns vom „anderen“ Freital erzählen. Auf dem Weg zu ihm lesen wir Sticker an Laternen, auf denen steht: „Bitte flüchten Sie weiter. Hier gibt es nichts zu wohnen“, oder: „Refugees not welcome.“ Auf dem Asphalt vor dem Heim versuchte die Stadtreinigung einen hingepinselten Spruch zu entfernen: „Kanacken verpisst euch!“ Man kann ihn noch immer lesen.

Bevor Stefan Vogel mit uns spricht, will er die Presseausweise sehen. Er habe schon vieles erlebt. Der Mann mit der filigranen Brille und dem weichen Gesicht versteht Freital nicht mehr.

Alles fing an im November letzten Jahres. Vogel erzählt so leise, dass man ihn fast nicht versteht. Pegida sei damals permanent Thema gewesen. Im Lehrerzimmer. Auf Familienfeiern. Beim Arzt. In Dresden ging es damals noch um den Islam, in Freital wurde die Diskussion um Asylbewerber immer lauter. Ab März gingen in Freital mehrmals im Monat bis zu 1.500 Menschen gegen Flüchtlinge auf die Straße.

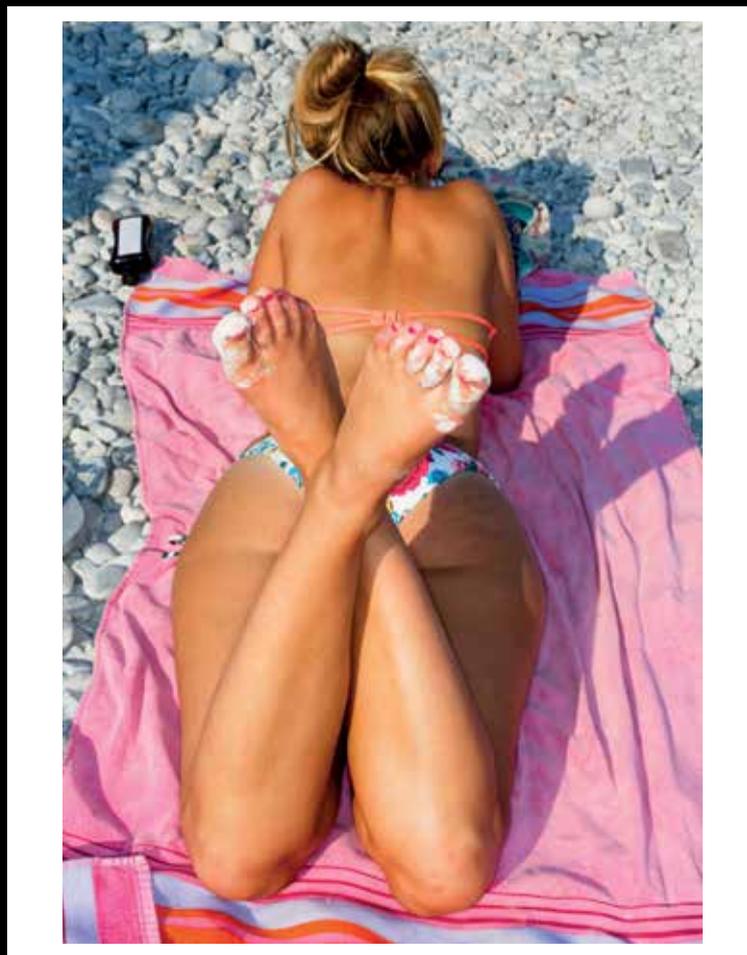
Dabei gab es auch in Freital ein Willkommensbündnis, Patenschaften und Deutschkurse. Sportlehrer Vogel spielt nervös mit seinem Schlüssel. Er war für die Turnhalle zuständig: Fußball, Volleyball und Tischtennis mit Asylbewerbern. Doch nachdem er die Flüchtlinge das zweite Mal in die Turnhalle begleitet hatte, fand er ein Foto auf der Seite der Asylgegner. Darunter stand „Der Mob zieht durch Freital und belästigt die Frauen.“

Eigentlich habe sich die Situation bis Mai wieder beruhigt. Dann wurde in einer Einwohnerversammlung im Juni mitgeteilt, es kämen weitere 280 Flüchtlinge. Plötzlich belagerten Anwohner und Neonazis aus der Region gemeinsam die Unterkunft. Die geballte Ablehnung kam an diesem Tag so überraschend, dass nur zwölf Polizisten die Meute vom Heim fernhielten. „Raus mit dem Dreck!, Raus mit dem Dreck!“ Als Vogel von der Situation erzählt, sitzt er zusammengesunken über seinem Cappuccino, die Schultern nach vorne gefallen, die Füße unter dem Stuhl nach hinten gewinkelt. Wie ein Fragezeichen.

Bild mit Symbolcharakter: Zwischen Dresden und Freital gibt es viel zu sanieren



2

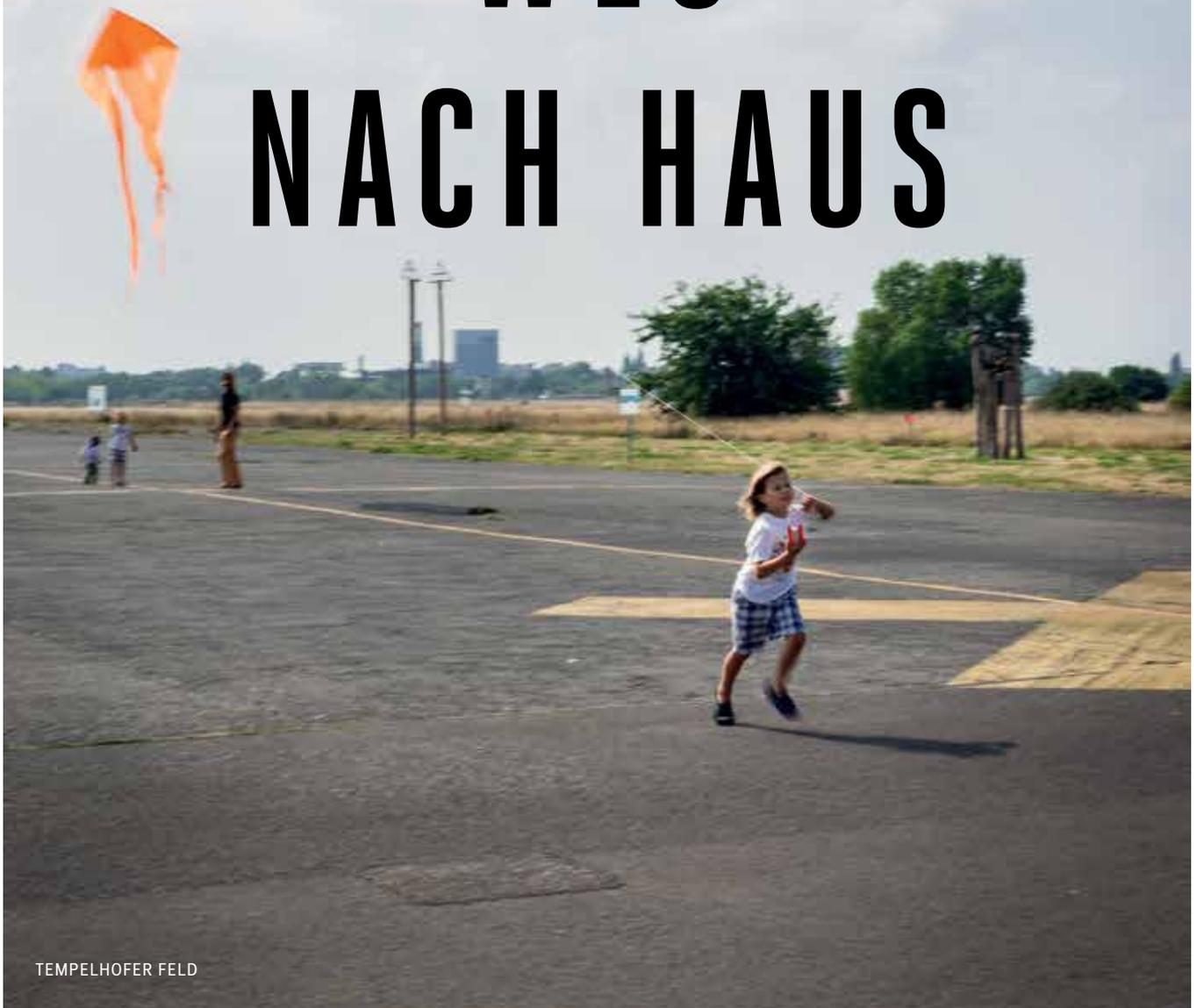


„Life's a beach“ – das Leben ist ein Strand. Jedenfalls in den Augen des britischen Magnum-Fotografen Martin Parr. Die junge Frau am Strand von Nizza beweist ein feines Farbgespür. Die rot lackierten Zehennägel passen perfekt zum Handtuch, die weißen Sandspuren zum Kies. Woanders schaut man sowieso nicht hin

**„Don't wear sandals.
Try to avoid the scandals“**

BOB DYLAN

NIMM DEN LANGEN WEG NACH HAUS



TEMPELHOFFER FELD



Ist es heute überhaupt noch möglich, zweckfrei spazieren zu gehen? Wie fühlt sich Ziellosigkeit an? Unsere Autorin hat eine Woche lang mit allen Konventionen des Gehens gebrochen. Die literarischen Flaneur-Texte der 1920er Jahre haben sie begleitet

**TEXT: JESSICA SABASCH
FOTOS: TOM GERHARDT**



Ich reise nicht gern. Schon wenn ich ein paar Tage oder übers Wochenende wegfare, bin ich unruhig. Mir fallen all die schönen Dinge ein, die ich zuhause tun könnte und ich befürchte, dass der Flieder verblüht und überhaupt alles anders ist, wenn ich zurückkomme. Falls ich zurückkomme. Weil ich immer an die ganze Strecke denke, fehlt mir oft die Zuversicht, auch weite Wege zu schaffen. „Kleine Schritte“ steht auf dem Post-it über meinem Schreibtisch und ich frag mich, wie das gehen soll.

„Flanieren ist eine Art Lektüre der Straße, wobei Menschengesichter, Auslagen, Schaufenster, Café-Terrassen, Bahnen, Autos, Bäume zu lauter gleichberechtigten Buchstaben werden“, schrieb 1929 der Autor und Kritiker Franz Hessel. In den zwanziger Jahren war Berlin neben Paris der Inbegriff der Großstadt: „Landschaft aus lauter Leben gebaut“, wie Hugo von Hofmannsthal es nannte. Die Straße war den literarischen Flaneuren ein Beobachtungs- und Reflexionsfeld. In seinem Band „Straßen in Berlin und anderswo“ erzählt der Journalist und Soziologe Siegfried Kracauer, dass er auf seinen Streifzügen bei Passanten den Eindruck eines „zielloßen Schlennderers erwecken“ musste. „Ich glaubte ein Ziel zu haben, nur hatte ich das Ziel zu meinem Unglück vergessen.“ Oder war es zu seinem Glück?

Meine Idee: Ich werde nach Berlin fahren. Sechs Tage lang werde ich mit allen Konventionen des Gehens brechen, werde Flaneur sein. Ich werde lernen, mich zu verlaufen.

Den „richtigen Spaziergänger“ verglich Franz Hessel mit einem Leser, „der ein Buch wirklich nur zu seinem Zeitvertreib und Vergnügen liest“. Ist es heute noch möglich, zweckfrei spazieren zu gehen? Wie fühlt sich Flanieren an, wie Ziellosigkeit? Als Startpunkt meiner Spaziergänge lasse ich mich jeden

Tag aufs Neue von Berliner Freunden in die Straßen und Stadtteile ihrer Stadt schicken. Nur zu den Startpunkten fahre ich mit öffentlichen Verkehrsmitteln. Ein Gehversuch in 126 094 Schritten.

„Wo ist die Mitte von Mitte?“ Mit dieser Frage meiner Freundin L. als Wegweiser gehe ich morgens um kurz nach sieben Uhr los. Unter den Linden rollen Straßenarbeiter einen neuen Mittelstreifen aus, der sich wie überdimensionales Klebeband auf die Straße legt. Ein städtischer Gärtner wässert die Linden. Die Läden öffnen ihre Türen nur kurz für Handwerker und Reinigungsfirmen. Ich folge einer schlanken Frau im Kostüm, die auf hohen Hacken übers Kopfsteinpflaster eilt. Vor dem Seiteneingang einer Großbank bleibt sie plötzlich stehen, die Tür öffnet sich, sie begrüßt den Portier, verschwindet. Ich bleibe zurück.

Am Hotel Adlon stapelt ein Page Koffer auf den Gepäckwagen. Ein Mann in kurzer Hose, weiße Tennissocken, raucht eine Zigarette, betritt mit einer blassen Frau an der Hand das Hotel. Meine Beine pochen. Die Sonne steht schon höher, es soll heute 35 Grad geben. Ein Paar sitzt schweigend auf einer Bank. Es ist so ein Schweigen aus Langeweile, nicht aus Verliebtheit. Eine frühe Touristengruppe trabt auf das Brandenburger Tor zu.

Manche Leute behaupten, Touristen seien die letzten Flaneure. Ich bezweifle das. Touristen haken Sehenswürdigkeiten wie Punkte auf einer To-do-Liste ab. Touristen sind in Gruppen unterwegs. Touristen sind oft schlecht gekleidet. Es geht ihnen nicht ums Hinschauen, sondern ums Festhalten. Die Kompaktkameras mit Mehrfachzoom und tausend geknipsten Bildern hängen wie Trophäen um ihre Hälse. Auch die Individualisten unter den Touristen sind meistens nicht zweckfrei unterwegs. Sie sind Schatzjäger auf der Suche nach besonderen Orten.



Männer in Anzügen, Pomade im Haar, steigen die U-Bahntreppen Friedrichstraße hoch. Ich runter. 11 297 Schritte bin ich seit gestern Nachmittag gegangen. Jetzt fahre ich ein paar Stationen. Im Zuginnern riecht es nach fruchtigem Duschgel, frisch aufgesprühtem Deo und Zuversicht. Die Zeitungen sind noch nicht zerknittert. Der Tag läuft noch glatt. „Kommen Sie gut an Ihr Ziel“, sagt der Obdachlose, dem ich gerade die „Motz“, ein Berliner Straßenmagazin, abgekauft habe. Dass ich gar kein Ziel habe und etwas verwirrt bin, möchte ich gern sagen, dass ich meine eigenen Regeln breche und wegen der Hitze mit der U-Bahn fahre, lasse es aber sein. Der Mann hat wahrscheinlich andere Probleme.

Ich habe Augenkontakt mit dem braun gefleckten Hund auf dem geblühten Schoß einer jungen Frau. Sie streicht mit der Hand über sein kurzes Fell. Es sieht weich aus. Der Rücken des Hundes hebt und senkt sich. Seine Ruhe scheint auf seine Besitzerin überzugehen. Sind Hunde die besseren Spaziergänger, frage ich mich in den nächsten Tagen oft.

Obwohl ich mir vorgenommen hatte, mit leichtem Gepäck zu gehen, stecken in meiner Tasche zwei Bücher, in die ich schaue, wenn ich nicht weiter weiß. „Ein Flaneur in Berlin“ von Franz Hessel und eine in Leinen gebundene Ausgabe von Walter Benjamins „Berliner Kindheit um neunzehnhundert“.

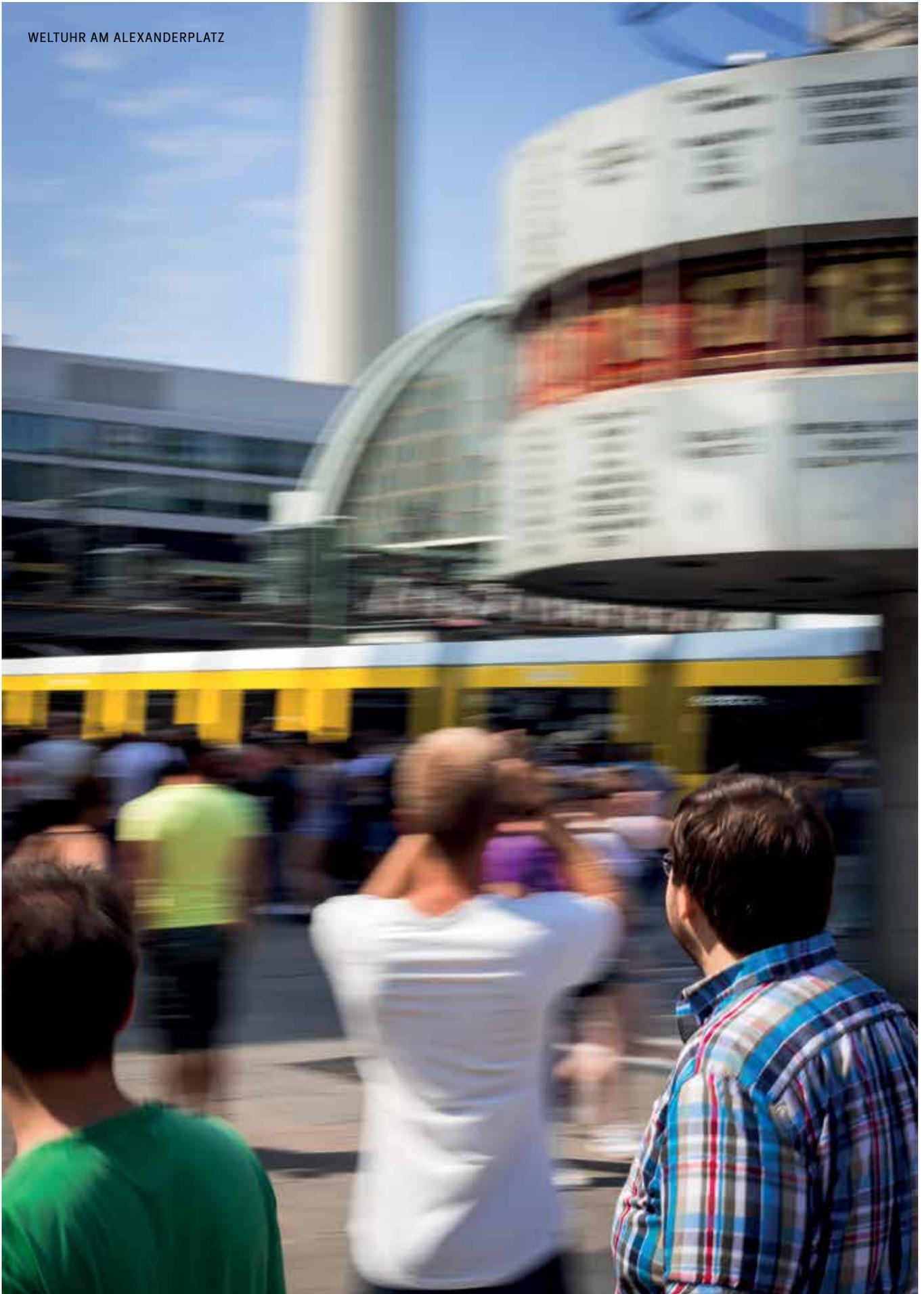
Während sich die U-Bahn langsam füllt, lese ich bei Benjamin auf Seite 11: „Sich in einer Stadt nicht zurechtfinden heißt nicht viel. In einer Stadt sich aber zu verirren wie man in einem Walde sich verirrt, braucht Schulung. Da müssen Straßennamen zu dem Irrenden so sprechen, wie das Knacken

trockener Reiser und kleine Straßen im Stadttinnern ihm die Tageszeiten so deutlich wie eine Bergmulde widerspiegeln.“

Zwei Tage und 40 000 Schritte später führt mich meine Ziellosigkeit an eine vierspurige, scheinbar namenlose Straße. Die Autos rauschen in zwei Richtungen an mir vorbei. Von fern tönen Krankenwagensirenen. Die Tage sind so heiß, dass weiße Hemden am Rücken durchsichtig werden. Meine Füße sind Betonklötze, der Rücken schmerzt, meine Schritte sind das Gegenteil von fließend. Ich denke an Franz Hessel, der vor fast hundert Jahren schrieb: „Kindertaumel ist in unserem Gehen und das selige Schweben, das wir Gleichgewicht nennen.“ Am liebsten würde ich ihm den Satz um die Ohren hauen.

Den Flaneur und das Kind verbindet die Selbstvergessenheit. Die Zweck- und Ziellosigkeit. Und ihr besonderes Verhältnis zur Zeit. Es geht darum, die Stunden auszufüllen, statt ihnen hinterherzulaufen. Obwohl ich nicht in Eile bin, fällt es mir schwer, grundlos stehen zu bleiben. Wenn ich stehen bleibe, wird mir meine Ziellosigkeit besonders deutlich. Das Weitergehen ist dann ein Zweifeln an dem, was ich eigentlich tue. Es fühlt sich an wie Stolpern.

Als ich am Kurfürstendamm an Schaufenstern vorbei gehe, fällt mir auf, dass Flaniermeile ein in sich unstimmliges Wort ist. Umgangssprachlich ist Flanieren längst zu einem Synonym für Shoppen geworden. Wenn ich in die Gesichter der Leute schaue, scheint mir, dass Flanieren für sie bedeutet, möglichst viele Einkaufstaschen mit Designerlabel auf die Handgelenke zu verteilen. Die Tüten schwingen im Rhythmus ihres Gehens. Anders als ich stehen die Käufer nicht mit leeren Händen da, sie tragen Sinn mit sich. Aber Flanieren ist nicht auf Einkaufsstraßen begrenzt. Fürs Flanieren braucht man freie Hände!



Am dritten Tag starte ich um die Mittagszeit auf dem Tempelhofer Feld. Die Sonne brennt. Leute auf Fahrrädern, Liegefahrrädern, Skateboards, Tretrollern und Segways überholen mich. Jogger und Nordic-Walker. Ihnen fällt an einem Werktag anscheinend alles ein, nur nicht spazieren zu gehen. Der ehemalige Flughafen wirkt trotz der vielen Wege und Eingänge seltsam abgekapselt. In der Mitte der Startbahn, 60 171 Schritte nach meinem Losgehen, fühle ich mich ausgesetzt. Warmer Gegenwind bläst mir ins Gesicht, macht mich langsam. Fast vergesse ich, dass ich mitten in Berlin bin. Erst als ich mich unter einen Baum setze, komme ich wieder etwas zur Ruhe. Das Spaziergehen braucht Offenheit und Luft, die ich auf dem Feld nicht finde.

Später gehe ich am Paul-Lincke-Ufer entlang. Eine Mutter nennt ihre weinende Tochter Möhrchen. Möhrchen will wegen der Hitze nicht weitergehen. Die Mutter hält ihr einen Müsliriegel hin. Ein Mann, der ein Geschenk und einen Kuchenkarton auf der Handfläche balanciert wie ein Kellner, kreuzt meinen Weg. Ich stelle mir vor, wie er gleich an einer Türe klingelt und freudig begrüßt wird, schaue ihm hinterher.

„Was läuft?“, schreibt ein Freund von Zuhause. „Der Schweiß und das Eisgeschäft“ antworte ich und ärgere mich, dass ich mich so leicht ablenken lasse. „Wer beim Gehen chattet, sieht weniger“, steht auf einem Plakat auf der anderen Straßenseite.

Zwei Lackierer machen vor einem Hauseingang Pause, einer fragt mich, wie viel Grad es hat. Ich sage: „Gefühlt vierzig.“ Er: „Und in echt?“; ich: „Weiß ich nicht“, „Schauen Sie doch auf Ihr Handy, da wird es doch stehen.“ Ich schüttele den Kopf. „Eine altmodische junge Frau“, ruft er mir im Weggehen hinterher.

Auf einem Schattenplatz Ecke Liegnitzer Straße spielen vier alte Männer Boule. Zwei junge Männer pumpen ein Gummiboot auf. Tahiti leuchtet gelb auf blauem Untergrund. Sie ziehen das Boot Richtung Spreeufer. Ein Dreiergespann kommt mir entgegen. Die Mutter trägt eine Papiertüte mit Lebensmitteln, der Vater schiebt den leeren Kinderwagen, die Tochter trippelt voraus mit einem Sonnenschirm. Sie trägt ihn wie zum Schutz vor sich her, statt ihn über dem Kopf zu halten. Am Wegrand notiere ich häufige Konstellationen: Radfahrer, die schieben, von einem Freund begleitet werden. Junge Paare, die nebeneinander hergehen und auf ihre Handys schauen. Ältere Paare, die sich an der Hand halten. Mütter mit Kinderwagen und Begleitperson. Hunde, die Radfahrern hinterherhecheln. „Läuft“ steht auf dem Stoffbeutel einer jungen Frau, die an mir vorbeigeht. „Nicht!“, denke ich. Statt mich selbst zu vergessen, wie's der gute Spaziergänger macht, gehe ich mir auf die Nerven. Mit dem Gehen ist es wie mit dem Atmen: Denkt man zuviel darüber nach, gerät man aus dem Takt.

Am vierten Tag lande ich nach einer Tramfahrt in der Schönstraße. Schön ist sie nicht. Eine Familie trägt Campingstühle und Kühltaschen in eine Richtung. Vielleicht zum Weißensee? Ich bin hungrig und habe meinen Geldbeutel vergessen. Obwohl ich es besser weiß, bin ich wieder zur Mittagszeit losgelaufen. Ich irre durch Straßen, die sich ähneln. Eine Reihe von Blöcken der Wohnungsgenossenschaft Weißensee. Überdachte Mülleimer. Leere Rasenflächen. Wäschestangen. Ich muss plötzlich an den Wohnblock meiner Großmutter denken. In der Falkenstraße, sechshundert Kilometer von hier, lebte sie seit den sechziger Jahren. Dass es in ihrer Küche immer nach frischem Dill roch, fällt mir ein, als ich einen grünen Trabi vorbeifahren sehe. Vielleicht ist man in fremden

MIT DEM GEHEN IST ES WIE MIT DEM ATMEN: DENKT MAN ZU VIEL DARÜBER NACH, GERÄT MAN AUS DEM TAKT

Straßen immer auf der Suche nach Bekanntem. Und wenn es nur Erinnerungen sind.

Im verlassenen Innenhof eines herrschaftlichen Klinkerbaus wünschte ich, mich besser mit Bäumen auszukennen. Die Balkone der Wohnungen ragen in den Hof. Wasser tropft aus Blumenkästen wie zum Beweis, dass hinter Fenstern und Vorhängen wirklich Menschen leben. Eine Frau mit Hündchen kommt aus einem der Eingänge, schaut mich misstrauisch an. Das Hündchen kläfft. Ich will nur kurz bleiben. Mich umsehen. Das scheint hier nicht üblich zu sein. Erst jetzt verstehe ich den Anfang von Franz Hessels Buch. Er schreibt, dass er beim Flanieren immer verdächtige Blicke einfängt. „Ich glaube, man hält mich für einen Taschendieb.“

Zwischen den vorübergehenden Menschen und mir liegt ein unsichtbarer Graben. Sie sehen so aus, als ob sie genau wüssten, wo sie hinwollen. Manchmal treffen sich unsere Blicke. Dann fühle ich mich durchschaut. Es ist so, als ob alle in die richtige Richtung gehen, nur ich in die falsche.

Nach vier Tagen und 80 926 Schritten versuchter Ziello-sigkeit bin ich neidisch auf Flaschensammler. Die Suche nach Pfand bestimmt den Weg. Der Supermarkt ist das Ziel. Ich freue mich, als meine Freundin S. mich morgens losschickt, Leergut wegzubringen.

Mit zwei Taschen, sechs Bierflaschen, einem Glas mit verschimmelten Joghurtresten und acht Plastikflaschen gehe ich durchs Treppenhaus. Vorbei an den Türen der Hausbewohner, die ich nicht kenne, nur vom Namen her. Bei Wunder im ersten Stock werden die Pakete abgegeben. Von den anderen weiß ich nichts, kann nur mutmaßen, ob Herr Erbrecht sich mit Erbrecht auskennt, ob Tom Bäcker ein Student ist oder Ingenieur, ob Frau Stinka schon mal bei Herrn Pecher um drei



PARK AM GLEISDREIECK



BRANDENBURGER TOR

Eier geklingelt hat. Ob die Wollschlägers und die Holzingers am Wochenende zusammen Karten spielen. Die 111 Treppenstufen nach unten könnten Schwung für den Weg geben. Tun sie aber nicht. Im Gegenteil. Die schwere Haustür öffnet sich nur widerwillig und knallt hinter mir zu. Seit meinem Aufwachen war mir so, als rufe die Stadt nach mir. Es zeigt sich aber, dass die Stadt gut ohne mich zurechtkommt. Und in Tübingen kommt die Post nicht an, weil das Namensschild am Briefkasten von der Sonne verblichen ist.

An einer Ampel in der Hufelandstraße sitzt eine junge Frau in einem orangefarbenen Peugeot 300 Cabrio, das nicht anspringt. Sie scheint das schon zu kennen, lächelt. Braunes, schulterlanges Haar, hübsch. Hinter ihr fängt es an zu hupen. Neben ihrem Auto steht ein Betonmischer. Der Fahrer schaut raus, grinst, fährt an ihr vorbei. Sie kuppelt und versucht zu starten. Ein junger Mann fragt, ob er helfen kann. Sie schüttelt den Kopf, steigt aus. Telefoniert. Steigt wieder ein. Versucht wieder, das Auto zu starten. Es hüpft ein Stück vor. Die Straßenbahn fährt vorbei. Die Frau blinkt und biegt plötzlich ab, als ob nichts gewesen wäre. Nur Startschwierigkeiten, denke ich nach 90 351 Schritten. Die Straße flimmert. Vier Spatzen nehmen ein Sandbad.

W

ährend meine Füße am Abend in einer Schüssel mit kaltem Wasser hängen, mache ich mir Gedanken über die Randbedingungen des Flanierens. Losgehen: am besten frühmorgens oder spätnachmittags. Die Straßen sind dann milder, genau wie Übergangsjahreszeiten. Mehrspurige Straßen dagegen geben mir das Gefühl, eine

Schnecke zu sein. Lieber gehe ich an einem Wasser entlang. Egal, in welche Richtung es fließt. Geht auch gut: jemanden begleiten. An Kreuzungen muss ich mich nicht für eine Richtung entscheiden, muss mich selbst nicht um ein Ziel kümmern, weil ich ja keins habe, der andere aber schon, und kann in Ruhe schauen. Etwas (nicht zu viel) Straßenkenntnis hilft bei emotionalen Einbrüchen. Straßennamen, die ich kenne, wirken stimmungsaufhellend: Dunckerstraße, Torfstraße. Äußere Haltung: aufrecht. Die Arme schwingen im Rhythmus der Schritte, die fließend sind. Innere Haltung: die eines Frischverliebten. „Wenn ihm das glückt“, schrieb Franz Hessel über den Flaneur, werde die Straße „gerade, weil er nichts von ihr will, als sie anschauen, besonders liebenswürdig zu ihm sein. Sie wird ihm ein Wachtraum.“

Am Ende der Woche ziehe ich vom Prenzlauer Berg ins Afrikanische Viertel im Wedding. Mein neuer Startpunkt ist die Togostraße. Weil mir nichts Besseres einfällt, fange ich an, Menschen und Dinge zu zählen. 1 Zwillingswagen, 1 Möbelwagen, 4 geöffnete Sonnenschirme (türkis, lila, braun, rot), 1 geschlossener Sonnenschirm (rot-gestreift), 3 Mütter, 6 Kinder, 1 schimpfende Frau mit Rollwagen, 1 Hund, 2 Männer mit Dreitagebart. 1 Kino. Mehr Lärm als anderswo. An der Ecke Guineastraße/Kameruner Straße rennen mich 2 Jungs, die Fangen spielen, beinahe um.

Nach sechs Tagen und 126 000 Schritten wird mir klar, dass ich gar nicht wissen will, wo die Leute wirklich hingehen. Der Freund eines Freundes eilt am Maybachufer entlang. Ich spreche ihn an, unterbreche sein Gehen. Er müsse gleich weiter, sagt er nach ein paar Sätzen, „ich habe ein wichtiges Skype-Interview.“ Ich weiß nicht, ob es die Art ist, wie er es sagt, oder die Art des Termins. Meine Vorstellung von den Zielen der Leute zerfällt wie der nasse Sand unter meinen Schuhen. Ich setze mich ans Wasser, ein Spreedampfer macht Wellen. Wolken ziehen vorbei. Zum ersten Mal seit sechs Tagen schaue ich nach oben, nicht geradeaus.



SPRENGELKIEZ IM WEDDING
Menschen auf dem Heimweg, goldenes Licht, Feierabendstimmung. Gute Flanierbedingungen für die Autorin

SCHRITTE:

126 094



Auf einer frühmorgendlichen Tramfahrt entdeckte Jessica Sabasch einen Laden namens „Le Flâneur“. Dahinter verbarg sich ein Feinkostgeschäft, betrieben von einem ehemaligen Schornsteinfeger. Henrik Seiler hätte selbst gerne mehr Zeit zum Flanieren. Nicht umsonst hat er seinen Laden so genannt. Etwas wehmütig sagt er: „Aber ich steh ja meistens hier“

3

**„Gehe nicht, wohin der Weg
führen mag, sondern dorthin, wo kein
Weg ist, und hinterlasse eine Spur“**

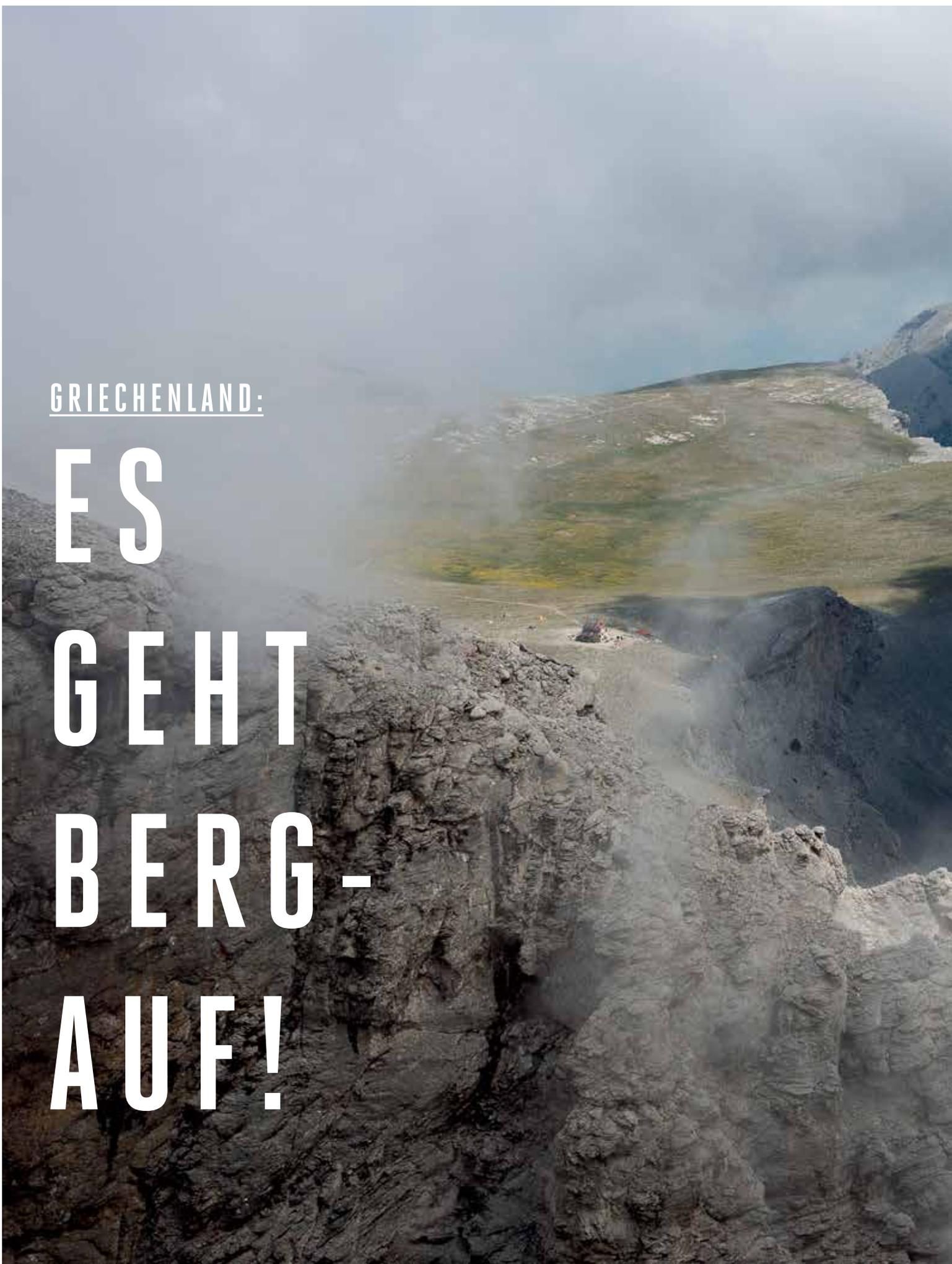
JEAN PAUL



Einen bleibenden Eindruck hinterlassen möchten viele Menschen.
Neil Armstrong, erster Mensch auf dem Mond, ist das gelungen. Vielleicht sogar für
ewig. Nicht einmal Wind kann seinen Fußabdruck zerstören

GRIECHENLAND:

ES
GEHT
BERG-
AUF!

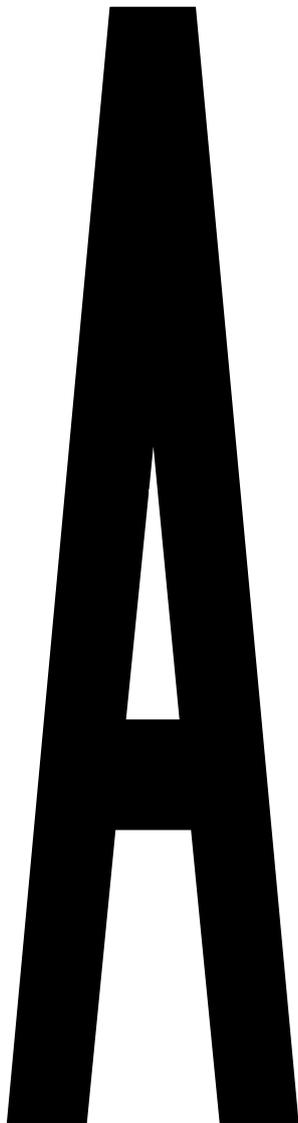


Auf dem Olymp wohnten die Götter und regierten die Welt. Heute steigt auf den knapp 3 000 Meter hohen Gipfel, wer das griechische Jammertal vergessen möchte

TEXT: CHRISTINE LUZ
FOTOS: ANGELINA VERNETTI



Der Wind treibt Nebelschwaden auseinander und gibt den Blick auf das „Plateau der Musen“ frei. Verschwindend klein hebt sich kurz vor dem Abgrund die Schutzhütte ab



Als Maria an diesem Sommertag wieder nur einen Teller Bohnensuppe über den Tresen schiebt, begreift sie, dass die Höhe sie nicht länger schützt. Ihre Hütte „Spilios Agapitos“ thront auf einem Felsvorsprung, eine Bastion aus Stein vor der gewaltigen Kulisse des griechischen Olymps. Jahrhundertalte Panzerkiefern verteidigen die Flanken von drei Seiten. Ein steiler Zickzackweg ist die einzige Verbindung ins Tal. Wanderer, die sich in drei Stunden die tausend Höhenmeter vom Parkplatz nach oben gekämpft haben, sind vor allem eines: hungrig. Wirtin Maria nimmt Bestellungen entgegen, Fleischklößchen mit Spaghetti, Griechischer Salat, Feta, ein Bier der Marke „Mythos“. Sie ruft in die Küche, tippt die Summen in ihr System. Doch am Abend wird sie einmal mehr feststellen: Den Griechen ist der Appetit vergangen. „Früher haben sie bestellt und bestellt“, sagt sie. So viel, dass sie zweimal am Tag den Eimer mit Essensresten leeren musste. Jetzt beobachtet sie, wie Gäste morgens die eigenen Brote auswickeln

und mittags nur eine Suppe löffeln. Die Krise hat den Olymp erreicht.

In der Antike galt der Berg als Sitz der Götter. Heute scheinen sie Griechenland verlassen zu haben. Wo Zeus einst Europa verführte, streiten Politiker über einen Euro-Austritt. Vergessen Pythagoras, angesichts von mehr als 300 Milliarden Staatsschulden. Verdrängt der Eid des Hippokrates, angesichts heillos überfüllter Krankenhäuser. So groß sind die Probleme des Landes, dass die Griechen sie sogar bis auf die Höhen des Götterberges tragen. Der Olymp ist zum Spiegelbild einer Gesellschaft geworden, die bergauf will, aber immer weiter bergab rutscht. Mehr als hunderttausend Menschen wandern jedes Jahr hinauf. Wer dem Weg bis auf den Mytikas, den höchsten der 52 Gipfel folgt, trifft auf arbeitslose Akademiker, Selbstständige ohne Aufträge und Arbeiter, die für Hungerlöhne schufteten. Verändert sich der Blick auf die Welt nach 2 918 Höhenmetern?

Die Finanzkrise ist zur Lebenskrise geworden. Sie bestimmt Schicksale, durchbricht den Alltag, zerstört Existenzen. Die Psychologie kennt vier Phasen, die ein Mensch nach einem einschneidenden Ereignis durchläuft, sei es nach einer Trennung, nach dem Tod eines Angehörigen oder dem Verlust des Arbeitsplatzes. Phase eins wird bestimmt durch Schock und Verdrängung. Danach folgt die Phase der Hoffnungslosigkeit und Ohnmacht. In Phase drei beginnt die Neuorientierung. Phase vier schließlich ist die Akzeptanz. Auf dem Olymp, 400 Kilometer nördlich von Athen entfernt, hat die Verarbeitung der griechischen Misere begonnen.

Wirtin Maria beugt sich über die Brüstung ihrer Hütte und blickt hinunter auf den Weg. Das letzte Drittel windet er sich durch eine offene Landschaft, in der nur einzelne Kiefern spärlich Schatten spenden. Die langen blonden Haare fallen ihr ins Gesicht, die randlose Brille rutscht auf die Nasenspitze. Sie ist 47 und kann nicht zählen, wie oft sie den Hang hinaufgestiegen ist. Auf dem Berg wurde sie groß, vor ihr führten die Eltern die Hütte. Nur zwei Sommer ihres Lebens hat sie im Tal verbracht. Verdrängung, die erste Phase der Krisenverarbeitung, hat viel mit dem Abstand von Berg und Tal zu tun. Maria hält Ausschau nach einer Reisegruppe, die sich am Telefon angekündigt hat.

Die verschiedensten Gründe treiben Menschen auf den Olymp. Manche schnaufen nur für einen Tagesausflug zu Marias Hütte hinauf, für einen kalten Kaffee und eine deftige Bohnensuppe.



MARIA stand mit vier Jahren zum ersten Mal auf dem höchsten Gipfel des Olymps. Sie warnt Bergsteiger davor, den Aufstieg zu unterschätzen

»WENN MAN NICHTS VON DER KRISE HÖREN MÖCHTE, IST ES HIER OBEN EINFACH, ABSTAND ZU GEWINNEN«

HÜTTENWIRTIN MARIA

Wie das französisch-griechische Paar, das sich ärgert, im Hotel unten im Ort in bar bezahlen zu müssen, weil das Kreditkartengerät angeblich kaputt sei. Für einige ist der Olymp nur eine Station, die es abzuhaken gilt. Wie für die zwei Deutschen, die gerade die höchsten Gipfel aller europäischen Länder abklappern. Andere suchen seinen Mythos. Zum Beispiel die griechischen Jugendlichen, die auf dem Mytikas eine Fahne hissen und darauf Freiheit für ihren Freund fordern. Der sitzt im Gefängnis, weil er Marihua-na verkaufte. „Er hat keine Möglichkeit mehr gesehen, anders Geld zu verdienen“, sagen die Freunde.

Dann gibt es Wanderer, die zum ersten Mal den Gipfel erklimmen. Wanderer wie Ioannis, der in diesem Moment bereit, hierhergekommen zu sein. Er steht 170 Höhenmeter unter dem Mytikas und blickt nach oben. Zerklüftete Felsen recken sich ihm wie Speerspitzen entgegen. 45 Grad und steiler hebt sich der Hang. Ab jetzt muss er sich mit Händen und Füßen nach oben hangeln. Die Route markieren gelb-blaue Kreise, die auf Felsblöcke gepinselt sind. Weiter oben verschwinden sie im Nebel. Was Ioannis nervös macht, ist ein kurzes Wort: pétra, zu Deutsch Stein. Hört ein Wanderer diesen Ruf, hat ein anderer über ihm Geröll losgetreten. Dann bleibt keine Zeit, lange zu überlegen. Flach hinlegen, Kopf einziehen. Ioannis, breit und kräftig, wirkt nicht wie jemand, der sich schnell ängstigt. Die grauen Strähnen, die sich durch seinen Vollbart ziehen, lassen ihn älter als 35 erscheinen. Er zurrt seinen roten Helm fester. Schon einmal kam er bis zu dieser Stelle, vor einem Jahr hat er gekniffen.

Ioannis ist in München aufgewachsen. Seine Eltern waren 1970 als griechische Gastarbeiter nach Deutschland gekommen, wie hunderttausend andere vor ihnen. Mit achtzehn nahm er den umgekehrten Weg. Er kehrte nach Griechenland zurück, studierte in Thessaloniki, machte sich als Bauingenieur selbstständig. Es lief gut – bis immer weniger Aufträge eingingen. Arbeiten, für die er zuvor 500 Euro bekam, sind plötzlich nur noch 100 Euro wert. Zu wenig, um auf Dauer davon leben zu können.

Die erwartete Reisegruppe ist schließlich vor Marias Hütte auf 2 100 Höhenmetern angekommen. Müde Beine strecken sich unter Holztischen, Bergschuhe lüften vom Schweiß der letzten viereinhalb Kilometer. Ein junger Mann fragt nach den Duschen. Das Wasser ist



gletscherkalt. Mehr als hundert Menschen können im steinernen Haupthaus und den zwei Nebengebäuden schlafen. Innen sind die Flure penibel gewischt, Gäste huschen in Hüttenschuhen hindurch.

Maria steht in rotem T-Shirt mit Olymp-Logo hinter der Rezeption und warnt ihre Gäste davor, den Gipfel zu unterschätzen. Sie selbst kraxelte mit vier Jahren das erste Mal auf den Mytikas. Er sei allerdings alles andere als kinderleicht zu bewältigen. Sie empfiehlt eine andere Route, nicht die Geröllrinne, durch die sich Ioannis hochkämpft. Weniger steil, seltener tödlich.

Abstürze, verstauchte Knöchel, Steinschläge bestimmen die Gedanken auf dem Berg, die Not des Tales wird ausgeblendet. Maria tut das ihre dazu. Es gibt weder Radio noch Fernsehen auf ihrer Hütte. Seit ein paar Jahren hat sie zwar Internet, aber Nachrichten liest sie nicht. „Wenn man nichts von der Krise hören möchte, ist es hier oben einfach, Abstand zu gewinnen.“

In der Ferne, eingerahmt von bewaldeten Bergrücken, sieht Maria die roten Dächer von Litchoro glänzen. In der kleinen Stadt, auf knapp 300 Metern gelegen, verbringt sie ihre Winter. Ein Ort wie aus einem Urlaubsprospekt. Am Hauptplatz mit großem Springbrunnen stoppen die Reisebusse. Abends leuchtet sein Wasser abwechselnd in Rosa, Türkis und Orange. Unterm Blätterdach einer Platane sitzen, Spazierstock an Spazierstock, alte Herren und mustern die Ankömmlinge. Eine Seitenstraße weiter verkehrt sich das Bild. Der Schuhladen hat dicht gemacht, das Modegeschäft,

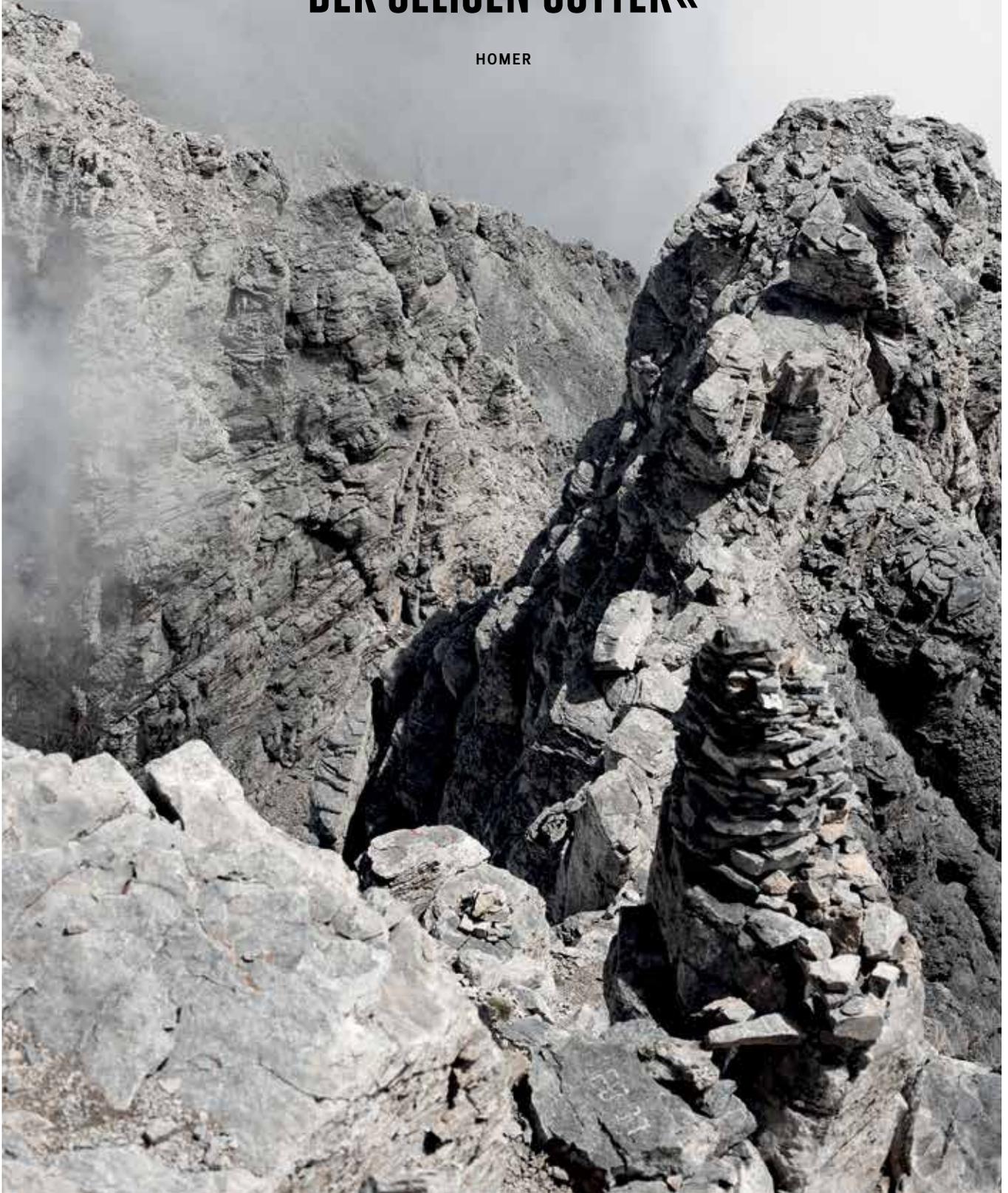
Blaue Stunde auf 2 100 Metern Höhe. Wanderer aus ganz Europa treffen sich auf Marias Hütte, um am nächsten Tag von hier zum Gipfel aufzubrechen

IOANNIS ist Bauingenieur. Die Krise hat ihm das Geschäft vermässelt. Einmal schon am Berg gescheitert, will er den Gipfel jetzt im zweiten Anlauf schaffen



**»DORT ERFREUT SICH
EWIG DIE SCHAR
DER SELIGEN GÖTTER«**

HOMER



Stilleben mit Hüttenschlappen:
Herein kommt nur, wer die
Wanderschuhe draußen lässt.
Bei Maria gelten feste Regeln



der Bäcker. Der Fischverkäufer musste seine Theke räumen und bietet seine Ware jetzt vom Lieferwagen aus feil. Geblieben sind leere Schaufenster. Müll und Schutt füllen die Auslagen.

Bevor das Land am Rande des Staatsbankrotts vorbeischlitterte, war Litochoro ein beliebter Kurort, ideal gelegen zwischen dem Olymp und dem fünf Kilometer entfernten Meer. Jetzt übernachten im Ort kaum noch Griechen.

Von ihrer Hütte aus betrachtet, sieht Maria die leeren Läden nicht. „Wir sind unabhängig wie der Papst in Rom“, sagt sie. Es ist die Phase der Verdrängung, der Wunsch, nichts mitzubekommen von der allgegenwärtigen Not. Doch manchmal dringt sie hoch bis in ihre Hütte. Ein russischer Gast kramte kürzlich die letzten Euros aus seinem Portemonnaie, weil der Geldautomat im Tal nichts mehr ausgeworfen hatte. Maria schenkte ihm aus Mitleid das Frühstück.

Auf dem Vorplatz der Hütte läuten Glocken. Sie baumeln um die Häse der Maultiere, die herantraben. Was oben an Verpflegung und Ausstattung benötigt wird, schleppen die Tiere auf ihrem Rücken hinauf. Es gibt keine Straßen, keine Seilbahn. Maultiere sind die Lastwagen des Olymps.

Marias Mann eilt zu einem der Tiere. Ein Kühlschrank, doppelt so breit wie sein Träger, ist mit mehreren Seilen um die rechte Flanke geschlungen, die linke beschwert ein Sack Steine. Ein junger Bursche springt hinzu, einer von mehreren Helfern auf der Hütte. Unter Ächzen bugsieren die Männer das 59-Kilo-Gerät ins Haus.

Seit Ausbruch der Krise hat Maria keine Probleme mehr, Arbeitskräfte zu finden. Jeder vierte Grieche ist arbeitslos, unter Jugendlichen sogar jeder zweite. Sie fragen auf den Hütten nach Jobs, über die sie vor fünf Jahren nicht einmal nachgedacht hätten. Sie reinigen die Zimmer, schrubben die Toiletten, stehen am Herd. Sie sind die Ersten, die aufstehen und die Letzten, die sich schlafen legen. Es gibt selten Pausen, noch seltener einen freien Tag.

Zu jenen, die ihr Glück in den Bergen suchen, gehört auch Thanasis. Der sportliche Mann, 29 Jahre alt, klettert einen Fels über Ioannis dem Gipfel entgegen. Im linken Ohr funkeln zwei silberne Ohrringe. Die beiden Bergfreunde haben sich über Facebook zu der Tour verabredet.

Thanasis studierte in England und kehrte mit einem Bachelor in Umweltwissenschaften zurück nach Griechenland. Das war vor zwei Jahren. Seitdem sucht er allerdings vergeblich nach einer festen Anstellung. Inzwischen lebt er wieder bei den Eltern, hilft seiner Mutter im Wäschegeschäft oder führt Touristen auf den Gipfel. „Hier oben vergesse ich meine Probleme.“

Thanasis und Ioannis haben beide einen Uni-Abschluss und dasselbe Problem: Griechenland bietet ihnen keine Arbeit, keine Zukunft. Wie ihnen geht es vielen. Seit der Krise haben über 200 000 Griechen ihr Land verlassen, um einen Job zu finden, die meisten davon Akademiker und Fachkräfte. Umfragen zufolge überlegen zwei von drei jungen Menschen auszuwandern. Die griechische Elite läuft davon.

Bei Maria stehen an diesem Wochenende viele Betten leer. Zu viele für die Hauptsaison. Zum ersten Mal zählt sie dieses Jahr mehr ausländische Gäste als Griechen. Benzin und Maut sind teurer geworden, die Anfahrtskosten schrecken ab. Selbst Einheimische, die oft für einen Tagesbesuch kamen, bleiben weg. Am Telefon melden sich Stammgäste immer öfter mit den Worten: „Wir würden gerne öfter kommen, aber...“ Maria hat ihre Preise nicht erhöht, obwohl die Mehrwertsteuer für Gastronomie um zehn Prozent gestiegen ist. Dabei verdient sie nur an der Verpflegung. Das Geld für Übernachtungen bekommt der Verein, von dem sie die Hütte gepachtet hat.

In zwei großen Aufenthaltsräumen sitzen die Wanderer abends in Grüppchen zusammen, trinken Wein oder wärmen sich an einem mit viel Honig gesüßten Olymp-Tee, aufgebrüht aus griechischem Eisenkraut, einer regionalen Heilpflanze. Ein Bild an der Wand zeigt Zeus, wie er auf einem Pferd aus Wolken vom Gipfel reitet. In der erhobenen Hand leuchtet ein Blitz. Ganz klein darunter ist Marias Hütte zu sehen. Unter dem zornigen Blick des Götterkönigs diskutieren drei ältere deutsche Reisende über Griechenland. Sie wollen sich ein eigenes Bild von der Lage machen. Bei der Planung quälten sie viele Fragen: Dürfen sie Urlaub machen, wo es anderen schlecht geht? Wie reagieren die Griechen auf deutsche Besucher? Wie viel Bargeld sollten sie dabei haben, falls die Banken plötzlich kollabieren? Als sie ankamen, waren sie fast enttäuscht: „Wir haben von der Krise überhaupt



Der Weg auf den Olymp führt am Kloster des Heiligen Dionysios vorbei. Im Zweiten Weltkrieg hatten Deutsche es bombardiert, weil sie Partisanen darin vermuteten



Jeden Tag versorgen Maultiere die Hütten mit Lebensmitteln. Wer hinter sich ihre Glocken hört, sollte Platz machen: Sie sind doppelt so schnell wie Wanderer

nichts bemerkt.“ Nur ein griechisches Paar rief den Deutschen ein hämisches „Merkel-Power“ hinterher, als sie es überholten.

Um 22 Uhr löscht Maria das Licht. In den Zimmern schlüpfen die Gäste mit Taschenlampen unter Woldecken. Auf einem der Stockbetten versucht auch Kostas Schlaf zu finden. Der Mann, Anfang vierzig, arbeitet in Athen als Gemüsehändler, sieht aber eher aus wie ein Marathonläufer, drahtig, fit, die Haare kurz geschoren. Der nächste Tag wird ihn dreißig Kilometer weiter weg von seinen Problemen tragen. Kostas gehört zu den Griechen, die mitten in Phase zwei stecken: Alle Freude im Leben ist verschwunden, jede Hoffnung fehlt. Es ist die dunkelste Phase der Krisenbewältigung, sie ist am schwersten zu überwinden.

Am nächsten Vormittag steigt Kostas über Serpentina von Marias Hütte aus weiter nach oben. Den Mytikas lässt er links liegen, stattdessen biegt er rechts ab auf einen holprigen Gebirgspfad. Er führt direkt zum Plateau der Musen. Die Hochebene ist nach den Töchtern des Zeus, den neun Musen, benannt. Das Klackern der Kiesel unter Kostas Bergstiefeln ist das einzige Geräusch. Seit er die Baumgrenze hinter sich gelassen hat, sind alle Vogelstimmen verstummt. Das Grün ist einer Steinwüste gewichen. In vielem gleicht die Landschaft seinem Leben: grau und voller Stolperfallen.

Vier Tage in der Woche verkauft Kostas Tomaten, Kartoffeln und Melonen auf einem Markt in Athen. „Es war schon immer schwierig über die Runden zu kommen, aber jetzt ist es dramatisch.“ Familien, die ihm früher sieben Kilo Kartoffeln abnahmen, kaufen nur noch drei. Andere Kunden picken sich einzelne Knollen heraus – oder fragen nach einer halben Melone. Kostas schüttelt den Kopf. Wer in Griechenland eine halbe Melone kauft, dem gehe es wirklich schlecht. Manche Familien müssen mit einem Drittel ihres bisherigen Verdienstes auskommen.

Einen Monat lang will Kostas durch sein Land wandern, um alles zu vergessen. „Irgendwann denke ich nicht mehr an das, was ich zurückgelassen habe.“ Nach zwei Stunden und fünf hundert Höhenmetern steht er in der Mondlandschaft des Plateaus der Musen und verschnauft. Während er noch vor seinen Problemen davonläuft, hat in der Hütte „Christos Kakalos“ Phase drei begonnen. Das Steinhaus stemmt sich am Rande der



Ebene gegen den Abgrund. In der Ferne funkelt das Meer. Die Hütte auf 2 648 Metern Höhe verdankt ihren Namen einem Gämsejäger aus Litochoro, der 1913 zusammen mit zwei Schweizern erstmals den Mytikas bestieg.

Michaelis, kurz Mike, ist Hüttenwirt und studierter Geologe. Er ist 41 und verbringt acht Monate des Jahres auf dem Berg. In seiner Freizeit klettert er in den französischen Alpen und hat sogar den Mount Everest bezwungen. Den Weg vom Parkplatz zur Hütte, für den andere sechs Stunden brauchen, schafft er an guten Tagen in zwei.

Der Mann mit dem Fünftagebart rollt Klebeband ab und flickt notdürftig ein Zelt, das ein Sturm am Vortrag fast entzwei gerissen hat. Für die Nacht muss das reichen. Im Vergleich zu Marias Hütte wirkt die von Mike wie eine Familienpension. Enger, aber auch gemütlicher. Es gibt dreiundzwanzig Betten. Um sie den Gästen zu überlassen, campieren Mike und seine Helfer draußen. Mancher Wanderer tut es ihnen gleich und schlägt sein Zelt zwischen Geröll und Gräsern auf. Weil es schöner sei, sagen die meisten. Was keiner sagt: Draußen kostet die Übernachtung kein Geld.

Im Abendlicht grasen Balkangämsen zwischen den Zelten. In der Hütte rücken die Wanderer zusammen. Ein junger Mann trällert griechische Volkslieder zur Gitarre. Mike steht mit seinen Helfern in der Küche, lacht und trinkt. Nur hin und wieder springt einer auf, läuft in den Aufenthaltsraum, um die Gläser mit Rakomelo, heißem Raki mit Honig und Zimt, zu füllen. Kurz vor 22 Uhr gibt es Melone frei Haus. Während anderswo an

Die letzten 1 800 Höhenmeter geht es nur zu Fuß. Wie eingezeichnet sieht man von oben den Zickzackweg, der vom Parkplatz hinauf führt

THANASIS studierte in England. Es waren die schlimmsten Jahre seines Lebens. „Ich musste in ein Flugzeug steigen, um einen Berg zu sehen“





MIKE glaubt, dass die Höhe die Menschen verändert. „Im Tal isolieren sie sich immer mehr, der Berg schweißst sie zusammen“

einer halben gespart wird, verschenkt Mike sie.

Sein Leben auf dem Olymp verbindet der Hüttenwirt mit einem Erziehungsauftrag. „Jeder ist verantwortlich für das, was er tut.“ Was nach großer Politik klingt, hat bei Mike eine sehr konkrete Bedeutung: Er will den Berg sauber halten. Darum hat er vor einiger Zeit die Mülleimer abgeschafft. Sie sind erst der Anfang. Wer mit seinem Müll ins Tal zurückkehrt, übernimmt vielleicht auch an anderer Stelle Verantwortung, hofft er. Ihn ärgert, dass viele seiner Landsleute keine Steuern zahlen und nichts für die Gemeinschaft tun. „Das eigene Wohl geht den meisten vor“, sagt er. „Es ist interessant zu sehen, wie sich die Menschen in vierundzwanzig Stunden verändern.“

Mike steckt in der dritten Phase. Er hat Antworten auf dem Berg gefunden und sich neu orientiert. Beim Referendum im Juli kreuzte er „Oxi“, Nein, an. Er habe nicht gegen Europa gestimmt, sagt er, sondern gegen den Druck, der ausgeübt worden sei.

Wind und Regen stellen Mikes geflicktes Zelt in der Nacht schon wieder vor eine Zerreißprobe. Erst am Morgen verziehen sich die Wolken, die Sonne trocknet Plane und Berghänge – beste Voraussetzungen für eine Gipfelbesteigung. Ioannis und Thanasis tasten sich seit einer halben Stunde schweigend hö-

her und höher. Plötzlich tritt Ioannis ins Leere. Zwischen zwei Felsen klafft eine große Lücke. Er flucht. Sekundenlang hängt sein Fuß in der Luft, bis er wieder einen sicheren Stand findet.

Vor den Freunden taucht der Gipfel auf. Viel Platz gibt es nicht. Mit ihnen drängeln sich zehn weitere Bergsteiger auf den wenigen Quadratmetern. Einige tragen Helme wie sie, manche hängen sogar an einem Sicherungsseil, ein Geschwisterpaar spazierte mit Turnschuhen und Käppi hinauf. Das Sicherheitsbedürfnis ist so unterschiedlich wie der Umgang mit den Problemen. Die einen blenden sie aus wie Maria, die anderen suchen Lösungen wie Mike. Auch die beiden Freunde haben Konsequenzen gezogen.

Ioannis posiert mit Sonnenbrille für ein Foto. Er strahlt wie ein Olympia-Sieger. Thanasis sitzt schweigend auf einem Stein. In ein paar Tagen werden sie sich für lange Zeit trennen. Ioannis ist wegen der schlechten Arbeitssituation im vergangenen Jahr nach Deutschland ausgewandert. Er hat die vierte Phase erreicht und sein neues Leben als Chance akzeptiert. Thanasis dagegen möchte in Griechenland bleiben, in der Nähe seiner Freunde und des Olymps. Vielleicht wird er in naher Zukunft Farmer werden, sein Onkel besitzt etwas Land.

Die Welt unter ihnen ist verschwunden, verhüllt von einer Wolke. Vergeblich reißt der Wind auf dem Gipfel an der Griechenlandflagge. Komplett aus Metall trotzt sie allen Stürmen, die da kommen.

Göttliches Morgenlicht:
Der Gipfel links gilt seit der Antike als Thron des Zeus

SCHRITTE:

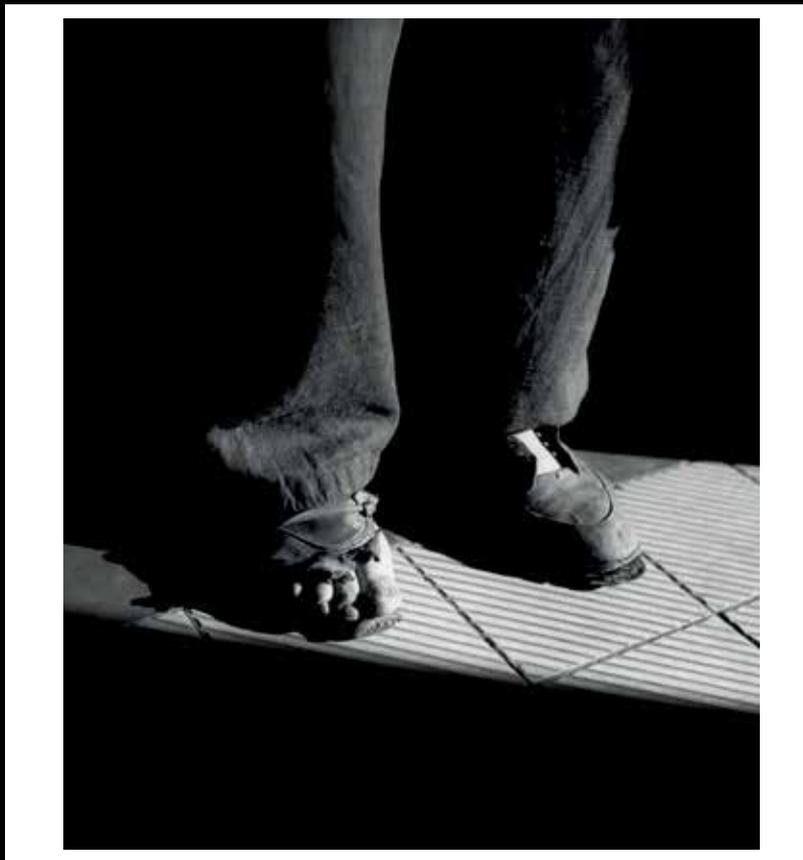
141 609



Dass das Wetter auf dem Olymp unberechenbar sei, hatte man Christine Luz und Angelina Verneti schon vor dem Aufstieg gesagt. Trotzdem waren sie überrascht, als sich aus wolkenlosem Himmel plötzlich ein Sturzbach über die Fotografin und ihre Kamera ergoss. Aus dem Fenster im ersten Stock einer Hütte hatte jemand Putzwasser geschüttet



4



Er trägt einzelne Schuhe, kein Paar. Der rechte Schuh fällt fast auseinander. Wer ist dieser Mann? Werner Bischof machte dieses Foto 1946 in Bonn und schuf damit ein Bild, das seine Wirkungsmacht bis heute behalten hat. Ursprünglich war Bischof Modefotograf

**„Wohin gehen wir?
Immer nach Hause“**

NOVALIS

KRIEG

Das Wachbataillon beim Bundesministerium der Verteidigung kämpft nicht. Trotzdem gilt es als internationales Aushängeschild der Bundeswehr. Warum ein angehender Protokollsoldat in Berlin mit preußischem Drill gegen die Bedrohungen der Welt anmarschiert

IN

TEXT: HANNES OPEL
FOTOS: MORITZ RICHTER

DEN

BEI DEN



Keine Brille, kein
Bart, kein Bauch. Wer
wie Ansgar Straub im
Wachbataillon dienen
will, muss zumindest
diese Mindestan-
forderungen erfüllen







Üben für den großen Auftritt: Bis alle
Bewegungen synchron verlaufen, fließt viel
Schweiß den Rücken hinunter

D

Der Feind trägt einen Feldanzug, schwarze Stiefel und weiße Handschuhe. Am frühen Morgen steht ihm Ansgar Straub direkt gegenüber. Das glatte Kinn leicht erhoben, die Augen geradeaus. Den „panzerbrechenden Blick“ nennen sie das. Seinen Karabiner hält er in beiden Händen vor Brust und Stirn, wie ein Geistlicher das Kreuz. Neben ihm stehen vierzehn junge Männer, festgefroren in Mimik und Pose, als hätte jemand gerade die Stromzufuhr gekappt. Der erste Zug der siebten Kompanie des Wachbataillons beim Bundesministerium der Verteidigung schwitzt. Die Anzüge scheuern auf der Haut, die Schultern brennen. Die Männer harren aus im Spiegelsaal der Berliner Julius-Leber-Kaserne. Den Schmerz müssen sie wegstecken. Sie führen Krieg gegen sich selbst. Vierzig Tage lang. Das ist ihre Aufgabe.

Draußen erwacht Berlin aus einer durchzechten Sommernacht. Zwischen dem Brandenburger Tor und dem größten Militärgelände der Hauptstadt liegen dreizehn Minuten Fahrt mit der U6. Motivierte Touristen mischen sich mit müden Einheimischen. Der BVG-Lautsprecher entschuldigt schnarrend eine Streckensperrung. Ein Aufkleber auf der Tür: „Stop killing refugees!“ Nachrichtenfenster auf Displays: Islamischer Staat, Afghanistan, Ukraine. Es ist zu früh für Krieg, die Krisenherde dieser Welt weit weg. Am Kurt-Schumacher-Platz endet das zivile Leben hinter einer Kentucky-Fried-Chicken-Filiale vor zwei Schranken und einem Wachhäuschen. Keine Fotos! Militärischer Sicherheitsbereich. Das „Kommando Territoriale Aufgaben“ ist die Steuerungszentrale der Bundeswehr im Inland. Eine Mauer umgibt das Gelände. Es ist nicht ganz klar, wer hier vor wem geschützt werden soll.

Ein Surren entschert das Drehkreuz. Dahinter beginnt ein achtzig Hektar großes Gelände mit Sport- und Exerzierplätzen.

Das Freibad ist momentan außer Betrieb. Eine kleine Stadt: Post, Kirche und Kita. „Gefährdungsstufe Alpha“ steht auf einem Schild. Nebenan starten im Minutentakt die Passagierflugzeuge vom Flughafen Tegel. „Für mich ist das hier wie Urlaub“, sagt Ansgar Straub und strahlt. Sein Gesicht passt nicht recht zur Uniform. Er ist achtzehn. Unter dem blauen Barett liegen weiße Gesichtszüge. Ein wacher, aber scheuer Blick. Die Stimme leise, zurückhaltend. Er siezt lieber, als dass er duzt. Das ist sein erster Sommer nach der Schule. Er könnte alles tun, aber er geht zur Bundeswehr. Vor vier Monaten hat er seinen Dienst angetreten. Zu Beginn waren sie sechzig Rekruten. Übrig geblieben sind nach drei harten Monaten knapp zwanzig. Der Rest hat gekündigt. Die Grundausbildung hat Ansgar Straub als bester Rekrut abgeschlossen. Nie krank, immer zuverlässig, immer tadellos vorbereitet. Damit ist er das, was die Bundeswehr momentan am dringendsten braucht: fähiger Nachwuchs.

Deutschlands Armee kämpft momentan an mehreren Fronten. In ihrem längsten Einsatz weit entfernt von den eigenen Landesgrenzen ist sie gescheitert. Afghanistan kommt auch nach vierzehn Jahren Krieg unter deutscher Beteiligung nicht zur Ruhe. An der Heimatfront fehlt ihr seit dem Aussetzen der Wehrpflicht 2011 viel Personal. Die Rekrutenzahlen sind eingebrochen. Für die Gesellschaft erscheinen Einsätze am Hindukusch, in Mali oder dem Horn von Afrika vermittlungsbefähigt. Gleichzeitig steigt angesichts der anhaltenden Konflikte in Syrien, der Ukraine oder im Irak ein diffuses Bedrohungsgefühl. Hinzu kommen Pannen in der Rüstungsbeschaffung: Transportflugzeuge, die nicht geliefert werden; Hubschrauber und Drohnen, die nicht fliegen können; Gewehre, die nicht schießen, wie sie sollten. Vieles sieht nicht gut aus für die deutsche Armee. Vieles, aber nicht die Garde. Das Wachbataillon beteiligte sich im letzten Jahr an 533 Einsätzen in Deutschland. Gut rasiert, sportlich und stolz. Die Protokollsoldaten sind verantwortlich für den Schutz des Regierungsviertels und den protokollarischen Ehrendienst. Damit wären sie die letzten Einheiten, die im Falle eines Angriffs kämpfen würden.

„Stellen Sie das Gezucke ein! Sie greifen den Karabiner, nicht der Karabiner Sie.“ Die jungen Männer stehen noch immer stramm vor dem Spiegel. Über ihren Köpfen ist in altdeutscher Schrift zu lesen: „Nur weil das, was wir tun, einfach aussieht, heißt das nicht, dass es jeder kann!“ Hauptfeldwebel Willers schreitet an ihnen vorüber, die Arme hinter dem Rücken, wo seine Uhr zwischen den Fingern auf und ab wippt. „Vierkom-



Ansgar Straub will nach seiner Ausbildung bei der Bundeswehr ein duales Studium beim Discounter Aldi beginnen

So muss das aussehen. Im Spiegelsaal der Kaserne erklärt Hauptfeldwebel Willers (vorne) den Rekruten des 1. Zugs der 7. Kompanie des Wachbataillons den Infanteriegriff mit dem Karabiner



madrei Sekunden. Denken Sie daran! Sie haben beim Aufgriff exakt vierkommadrei Sekunden Zeit, den Karabiner vom Boden an die Schulter zu bekommen. Also noch mal das Ganze. Daaaaas Gewehr üüüüüber!“ Nach den drei Monaten Grundausbildung, durchlaufen die fünfzehn angehenden Protokollsoldaten 40 Tage Drill in denen sie zu einem Körper zusammenwachsen müssen. Aufgriff, Präsentiergriff und Abgriff, dazu Marschieren – alles in absoluter Synchronität. Ihr Leitspruch „Semper Talis. Immer gleich.“

Auf dem Weg durch die Flure zum Spiegelsaal vergehen Jahrhunderte Militärgeschichte. Da stehen Puppen in preußischen Paradeuniformen mit Degen und Pickelhaube, Bilder der Hohenzollern und ihrer Regimenter hängen im Treppenhaus und man passiert verschlossene Türen mit konspirativen Namen wie die „Heiligen Hallen“. Man sieht, was die Bundeswehr für erinnerungswürdig hält: Die preußischen Tugenden und den Drill, aber auch den Mut zum Widerstand gegen den Totalitarismus. Das Wachbataillon wurde zwar erst am 15. Februar 1957 aufgestellt, es verfolgt seine Tradition aber zurück bis zum „1. Garderegiment zu Fuß“, das 1806 nach der Niederlage Preußens gegen Napoleon gegründet wurde. Später wurde es umbenannt in „Infanterieregiment 9“, 21 von 29 Hauptleuten und Stabsoffizieren beteiligten sich an der Widerstandsgruppe, die am 20. Juli 1944 das Attentat auf Hitler verübte.

„Links um!“ „Rechts um!“ Studienlang marschieren die Rekruten mit dem fünf Kilo schweren Karabiner 98k an der Schulter. Sie haben Krämpfe in den Armen, Rückenschmerzen und geschwollene Füße. Immer wieder schreit der Zugfüh-

SCHRITTE:

43771



Als Kriegsdienstverweigerer und Vegetarier hatten Hannes Opel und Moritz Richter damit gerechnet, in der Kaserne nicht für voll genommen zu werden. In der Kantine gab es allerdings täglich auch fleischlose Kost und in den Köpfen der Soldaten keine Vorurteile über „Drückeberger“



Strammstehen selbst vor der Waffenkammer: Selten tanzt einer aus der Reihe

rer die gleichen Kommandos, bis die Soldaten automatisch reagieren. „Tempo Eins!“ Die rechte Hand greift den Karabiner, Abzugsbügel nach vorne. Beim Aufgriff den Karabiner über der Fußspitze drehen und schnell anheben, nicht nach hinten, vorne oder zur Seite fallen lassen. Die Finger alle sichtbar, bloß kein Holz dazwischen lassen. „Tempo Zwo!“ Die linke Hand öffnen, sauber nach unten greifen, aufpassen, dass der Abzugsbügel komplett gerade ist. „Tempo Drei!“ Den Karabiner mit der rechten Hand in die linke Schulter drücken. „Das darf ruhig blaue Flecken geben!“ Gleichzeitig die linke Hand auf den Kolben schlagen und die Bodenplatte verdecken. Und bloß nicht den Karabiner fallen lassen. Sonst setzt es vierzig Liegestützen.

Um 11.30 Uhr wird zum Mittagessen verlegt. Hauptfeldwebel Willers ist nicht zufrieden mit der Leistung seiner Rekruten. „Stellt mal das Sterben ein, Männer! Wenn ihr so bei eurer Protokollabnahme greift, dann werdet ihr da einfach durchfallen.“ Am Tisch redet Cabuk über die Türkei. Er ist Halbkurde und weiß, dass der türkische Ministerpräsident Erdogan unter dem Vorwand, den IS zu bombardieren, kurdische Stellungen zerstört. Der Rest scheint beim Essen nicht viel über das politische Weltgeschehen nachdenken zu wollen. Sie kommen alle aus unterschiedlichen Ecken Deutschlands: Pfeiffer war Tischler in Berlin, Kolender Fleischer in Goslar und Morgner war Koch in Halle. Die meisten wollen sich für fünf oder acht Jahre verpflichten und nach der Ausbildung in der 3. Kompanie des Wachbataillons als Protokollsoldaten dienen. Berlin gefällt ihnen und in den Auslandseinsatz zieht es sie nicht.

Ansgar Straub dagegen bleibt nur sieben Monate beim Bund. Anschließend beginnt sein duales Studium zum Einzelhandelskaufmann beim Discounter Aldi. Es gibt nur zwei Plätze für diese Ausbildung in Berlin und er hat einen bekommen. „Ich will

so bald wie möglich viel Geld verdienen“, sagt er. Sein Leben nach der Kaserne hat er bereits durchgeplant. Wenn er davon spricht, klingt es manchmal, als hätte er es bereits gelebt: Seiner zukünftigen Frau will er etwas bieten. Auch wenn er sie noch nicht gefunden hat. Die Kinder sollen nie auf etwas verzichten müssen.

In Deutschland zeichnet sich das ab, was in anderen Ländern mit Berufsarmeen längst zu beobachten ist. Die allgemeine Wehrpflicht wird durch eine „ökonomische Zwangsrekrutierung“ ersetzt. Es bewerben sich größtenteils junge Menschen, die wenig Chancen auf dem Arbeitsmarkt haben. Die Verteidigungsministerin hat erkannt, dass sie den Rekruten größere Anreize bieten muss. Die Folge war ein Wort mit 41 Buchstaben: das Bundeswehrattraktivitätssteigerungsgesetz. Nun kocht die Kantine auch vegetarisch. Die Rekruten sind in Zwei-Mann-Stuben untergebracht, der Wehrsold wurde angehoben, sodass ein Wehrdienstleistender bereits im sechsten Monat seiner Ausbildung 1 003,50 € erhält. Freie Unterkunft und Verpflegung inklusive. An einem heißen Tag auf dem Exerzierplatz verteilen die Gruppenführer schon mal ein Eis und achten darauf, dass jeder genug Wasser trinkt.

Nach dem Essen geht es auf den Exerzierplatz. Die Sonne brennt über dem Beton. In der Mitte ist mit einem weißen Kreis der Hubschrauberlandeplatz markiert. Sauber ausgerichtet an einer roten Linie stehen die Rekruten etwas verloren auf dem überdimensionierten Platz, in der Mitte Oberleutnant Lipinski. Als führe er ein Pferd beim Voltigieren, umkreist ihn die Mannschaft an einer unsichtbaren Leine, stoisch im Gleichschritt.

„Links schwenken!“ Die Stiefel donnern über den Asphalt. In ihre Absätze sind Hufeisen eingearbeitet. Als würde ein Geschoss einschlagen, antwortet das Echo bei jedem Schritt. Hauptfeldwebel Willers begleitet die Rekruten und korrigiert: „Erste Rotte, Seitenrichtung, noch etwas nach vorne. Die Hände bleiben angepresst. Und lassen Sie das Insekt in Ruhe. Eine Wespe ist kein Grund, schlecht zu greifen.“

Ansgar Straub will ein guter Soldat sein. Jeden Tag trägt er einen Rucksack mit Wasserflaschen für den Zug. Die Stiefel sind poliert, die Hose schließt über dem Schaft, das Barett sitzt makellos. „Ich war schon immer sehr strebsam, aber ich habe auch meistens das geschafft, was ich schaffen wollte“, sagt er.

Ansgar Straub will keine Fehler machen. Wenn er um fünf Uhr aufsteht, ist er einer der ersten. Dann macht er sein Bett, bereitet seine Ausrüstung vor und geht frühstücken. Sein Vater habe ihn zur Truppe gebracht, erzählt er. Der war zwölf Jahre lang Soldat bei der Bundeswehr. Erst Panzergrenadier, danach bei den Feldjägern. „Wenn wir mit der Familie irgendwo hingegangen sind, kam immer das Kommando: „Abmarschbereitschaft herstellen.“ Auf seinen Feldanzug hat Ansgar Straub die Namensbänder seines Vaters genäht. „Wenn ich mal nicht mehr kann, brauch ich nur hier ranfassen und dann weiß ich, dass mein Vater das auch geschafft hat.“ Disziplin ist wichtig. Mit Disziplin überwindet er die Müdigkeit. Dafür braucht er weder Kaffee noch Energydrinks.

In endlosen Runden marschieren sie um den Platz, eine Arm-länge Abstand zum Vordermann. Die Sohle bleibt parallel zum Boden auf Bordsteinkantenhöhe, als wollten sie Getränkedosen zertreten. Dann wird der Stiefel neben den anderen gesetzt, der linke Hacken auf Höhe der rechten Fußspitze. Die Betonung setzt der linke Fuß. Links, zwei, drei, vier, Links. Beim Einmarsch ins Schloss Bellevue müssen die Männer den Schritt über 800 Meter halten. Das sind fast zehn Minuten. Der Takt ist dabei das Schwierigste. Sie dürfen nicht schneller werden. Alle wissen es, und trotzdem werden sie es irgendwann.

Zwei Stunden exerzieren die Rekruten im Kreis. Nächster Auftrag: bügeln. Im Flur vor ihren Stuben stehen sie nun in Zweierteams an Brettern und kämpfen mit ihren Hemden. Es zischt und dampft. Schweißgeruch und Laugenwasser. Bewaffnet sind sie mit einer Tefal Aquaspeed 260, 2 400 Watt Leistung, vom Heck befüllbar. Sie wird mit dem Zaubermittel geladen, einer Mischung aus Wasser, Seife, Rasierschaum und Duschbad. Die Uniform zu bügeln, ist Teil der Ausbildung und tägliche Übung. Das Wachbataillon repräsentiert während des protokollarischen Ehrendienstes alle Teilstreitkräfte der Bundeswehr. Deshalb hat jeder Protokollsoldat Heeres-, Luftwaffen- und Marineuniformen im Schrank. Da darf nicht die kleinste Falte zu sehen sein. Die Ausbilder kontrollieren die Ergebnisse. Sind sie unzufrieden, muss der Protokollsoldat nachbessern. Am Ende ihrer Ausbildung steht die Prüfung durch den Kommandeur, die Protokollabnahme: Exerzieren, Infanteriegriff und natürlich das Erscheinungsbild des Zugs, von der Haarlänge bis hin zur Stiefelpolitur.

Nach dem Abschlussantreten gegen 16 Uhr sitzt Ansgar Straub noch kurz auf seiner Stube, versorgt seine Ausrüstung und ordnet den restlichen Tag. Er wird noch mindestens einen halben Liter Milch trinken, 500 Gramm Magerquark, Bananen und Nüsse zu sich nehmen, jede Kalorie ist abgezählt. Als Kraftsportler folgt er einem strikten Ernährungs- und Trainingsplan, den er penibel einhält. Am Tag 260 Gramm Eiweiß, 430 Gramm Kohlenhydrate und 87 Gramm Fett, 3 700 Kilokalorien.

Die Welt, die zwischen Kaserne und Elternhaus liegt, scheint Ansgar Straub ein wenig fremd zu sein. Er bewegt sich schnell



In der Berliner Julius-Leber-Kaserne liegen Krieg und Frieden nah beieinander: Nach dem militärischen Drill am Vormittag setzen die Soldaten ihre Übungen am Nachmittag mit dem Bügeleisen fort

**MANCHMAL SCHLÄGT
IHM VON JUNGEN LEUTEN
HASS ENTGEGEN. DAS
KANN ER NICHT VERSTEHEN**



Seh' ich da etwa ein Staubkorn?
Hauptfeldwebel Willers beim morgendlichen
Antreten vor der Stube

durch sie hindurch. Dabei trägt er seine Uniform wie einen Schutzmantel. Er ist froh, auch dabei eine Aufgabe zu haben: „Ich freue mich, wenn ich mit der Uniform ein Vorbild für andere sein kann. Ich würde nie bei Rot über die Ampel gehen. Ein Soldat setzt sich nicht einfach überall hin und lehnt sich nicht an.“ Manchmal schlägt ihm von jungen Leuten Hass entgegen, das kann er nicht verstehen. Warum soll er sich rechtfertigen, Soldat zu sein. „Wir können unsere Meinungen äußern. Wir haben in Deutschland einfach tolle Lebensbedingungen. Und zu wissen, dass das sofort weg sein könnte, wenn jemand vor unserer Tür steht, weil wir keine Armee haben, weil niemand das verteidigen möchte, das ist komisch für mich.“

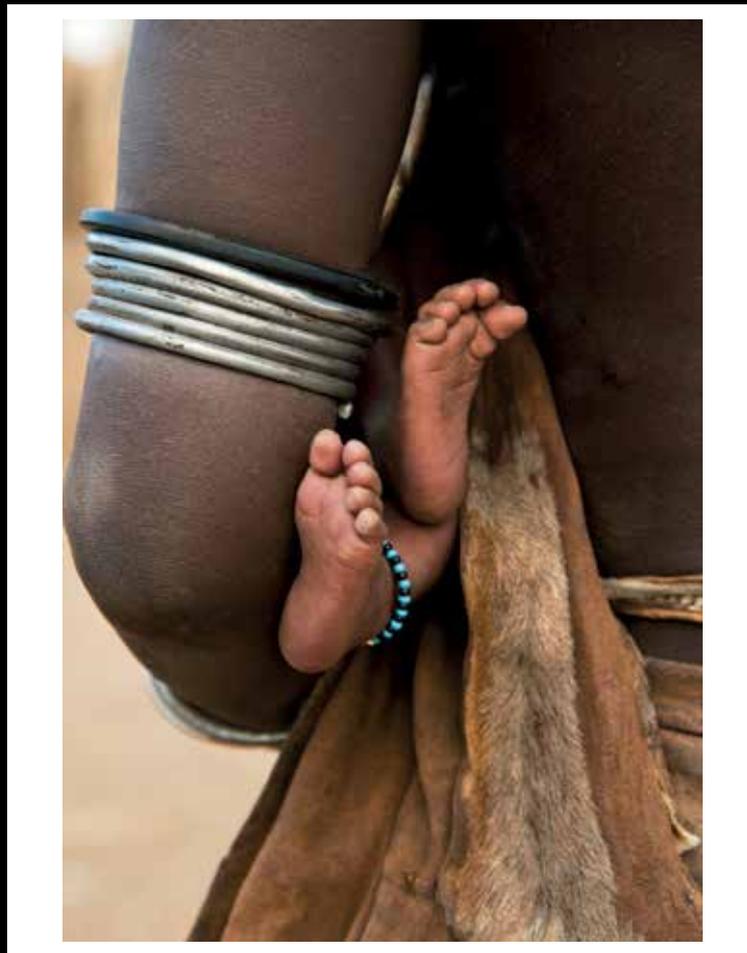


Gefreiter Straub: „Ich würde niemals
bei Rot über die Ampel gehen“

Am Sonntagnachmittag sitzt Ansgar Straub auf einer Bank in Hermsdorf. Hermsdorf scheint auf den ersten Blick nicht mehr zu Berlin zu gehören. Der äußerste Norden der Hauptstadt ist ruhig. Es sind kaum Menschen auf der Straße. Ihm gefällt das. Er ist hier aufgewachsen, mitten im Naturschutzgebiet, an Lehmgruben, die später zu Seen geflutet wurden. Er kennt das Örtchen, seine Einwohner. „Nirgendwo sonst brennen noch Gaslaternen in Berlin“, sagt er stolz. Er sitzt auf dem Fellbacher Platz: drei Bänke, ein paar Bäume und eine achteckige, grüne Toilette aus Gründerzeiten. „Wo gibt es denn heutzutage noch solche öffentlichen Toiletten? Die ist immer sauber und du musst nichts bezahlen. In der Stadt wäre so was doch sofort demoliert.“

Von der Bank aus kann er die Kirche sehen, in der er konfirmiert wurde. Wenn er sagt, dass er sein Land verteidigen will, denkt er vermutlich an diesen Ort. Hier will er später wieder leben. Ein Haus haben. Familie. Kinder. Das erste soll auf jeden Fall ein Sohn sein, wegen der Tradition. Der Rest ist egal.

5



Eine äthiopische Mutter klemmt ihr Kind unter den Arm, nah am Körper soll es ihre Wärme spüren. Regelmäßig besuchte der Fotograf Steve McCurry den Kara-Stamm mit 2 000 Mitgliedern und hat dabei auch einen grausamen Ritus miterlebt: Zwillinge und uneheliche Kinder, die als unrein gelten, wurden getötet. Offiziell hat die Ethnie im Jahr 2012 das Töten eingestellt

„Gehen lernt man durch Stolpern“

MISTER LEE

VERGESSENES

TEXT: PASCALE MÜLLER
FOTOS: EMILE DUCKE

VOLK

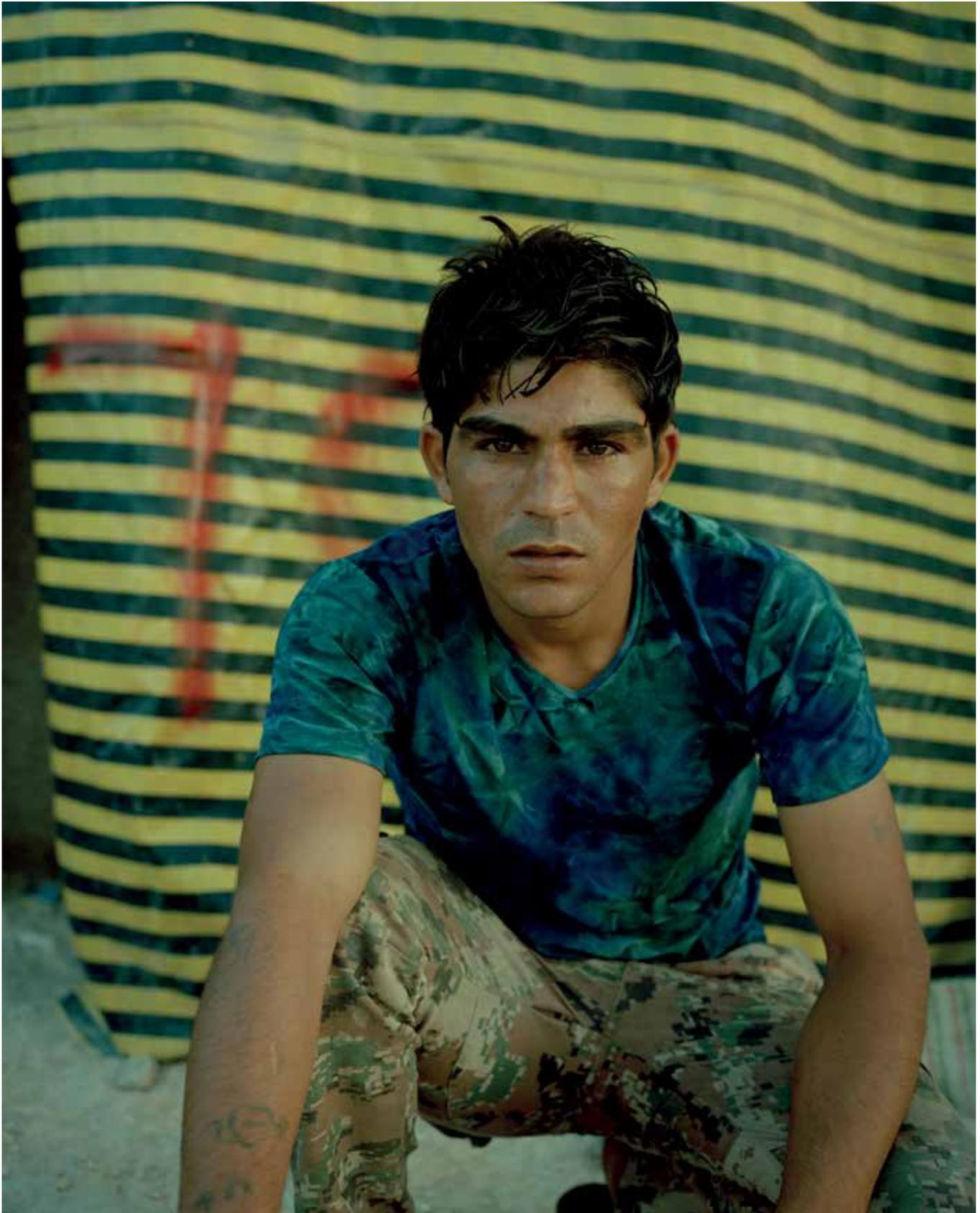
**Verjagt, verhaftet, verachtet:
Die Dom, ein Nomadenvolk
in Jordanien, werden von der
arabischen Mehrheit wie Aus-
satz behandelt. Dem Druck
halten viele nicht stand und
verleugnen ihre Herkunft.
Die Dom sind dabei, sich selbst
zu vergessen. Ein Besuch**

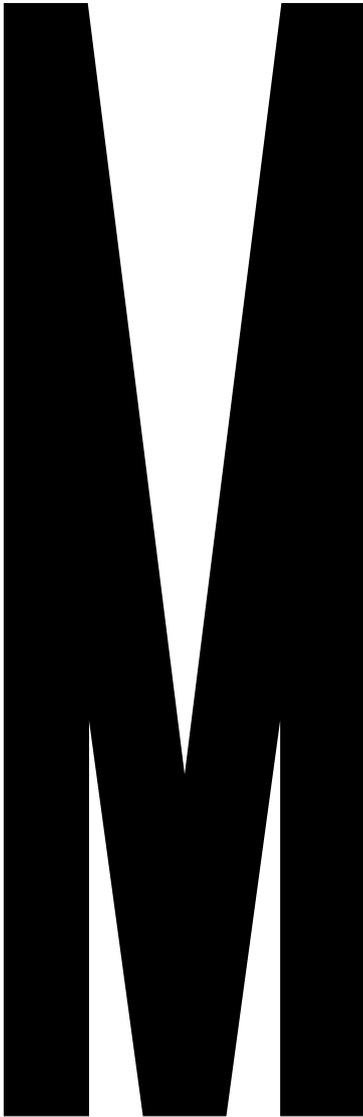




Nawal hält Tochter Dina an der Hand. Das Zelt der Familie steht einige Kilometer von Amman entfernt an einem Highway

Murad Alodehs größter Wunsch ist es, als Putzkraft in einer Behörde zu arbeiten. Dann wäre er nicht abhängig von den schwankenden Metallpreisen und den Almosen anderer





Murad Alodeh hat einen Fingernagel, der ihn gegen Feinde beschützt. Er trägt ihn am kleinen Finger der linken Hand, lang und rot lackiert. „Es ist ein Zauber“, sagt er. Eigentlich ist Alodeh Muslim, doch dieser Zauber ist stärker als der Islam. Die Farbe hat er selbst aus Henna gemischt, dabei Beschwörungsformeln gesprochen. Rot, die Farbe der Wut, aber auch der Liebe, an ihr soll alles Böse abprallen.

Es ist ein Montagmittag im August, Alodeh hockt in einem Zelt, nicht weit entfernt der jordanischen Hauptstadt Amman. Draußen brennt die Sonne, drinnen rührt er in heißem, süßem Tee. Alodeh braucht einen solchen Zauber, denn sein Volk hat viele Feinde. Der 23-Jährige ist ein Dom, Angehöriger eines jahrhundertealten Nomadenvolkes, das heute in Jordanien lebt. Und Alodeh ist einer der Letzten, der sich weigert, in einem Haus zu wohnen.

Um zu überleben, sammelt er Metallteile aus dem Müll und verkauft sie. Vor vier Jahren war er in Amman unterwegs, als ein Mann ihn anschrie: „Nawar, du stiehst!“ *Nawar* ist arabisch und bedeutet so viel wie „Unzivilisierter“, ein Schimpfwort vergleichbar mit dem deutschen „Zigeuner“. Beleidigungen musste Alodeh sein gesamtes Leben ertragen. Er wurde bespuckt, geschlagen, getreten. Doch an diesem Tag vor vier Jahren reichte es ihm. Sein Zauber hatte ihn im Stich gelassen. Alodeh stürmte auf den Mann zu, rasend vor Wut, zog noch im Laufen sein Klappmesser und stach zu. Aus dem Hals des Mannes schoss Blut, rot wie der Fingernagel; der Mann brach

auf der Straße zusammen. Die Anwohner hielten Alodeh fest, bis die Polizei kam. Versuchter Mord, vier Jahre Gefängnis.

„Die Menschen müssen dich fürchten, dann hören sie auf, dich zu beleidigen“, sagt er zweimal und starrt in seinen Tee. Als müsse er sich selbst davon überzeugen, dass er wirklich daran glaubt.

„Ich will nicht, dass solche Leute mein Volk repräsentieren“, sagt Fathi Abdu Mousa. Der Scheich sitzt nur zehn Kilometer von Alodehs Zelt entfernt in seinem Haus in Ost-Amman. Aufgestützt auf Kissen, die ringsum die Wände säumen, barfuß und umringt von Söhnen und Enkeln, empfängt der 63-Jährige Besucher und Ratsuchende. Neben der Tür sitzen zwei Männer, die darauf warten, dass er sich ihnen widmet. Prüfend blickt er über den Rand seiner Brille, er spricht leise, aber bestimmt. Sein Gewand ist strahlend weiß, darüber trägt er einen schwarzen Überwurf mit Goldrand. Ein Outfit, das nur den Mächtigen vorbehalten ist. Aus einer unerschöpflichen Silberkanne wird Tee gereicht.

„Ich komme aus einer Familie von Anführern“, sagt Mousa. Sein Vater Abu Mousa war ein berühmter Dom-Musiker. Er sang vor dem früheren jordanischen König Hussein Lieder über die Liebe und spielte dazu Rababa, eine Art Gitarre. Aus der Popularität seines Vaters leitet Mousa einen Führungsanspruch ab. Von Fotos an den Wänden lächelt er sich selbst entgegen. Er sagt: „Die Menschen lieben mich, weil ich bescheiden und fair bin.“ Gerade urteilt er in einem besonders schwierigen Fall. Eine junge Dom aus dem Stadtteil Wahdad wurde vergewaltigt. Ihre Brüder haben einen der Täter erschossen. Fathi Mousa muss einen Familienkrieg verhindern. Später wird er zur Familie der vergewaltigten Frau fahren, sie dazu überreden, nicht weiter Rache zu üben.

Unter den Dom in Jordanien ist Mousa eine Autorität. 2011 kandidierte er erfolglos für einen Sitz im Parlament. Jetzt hat er eine Organisation gegründet, die sich für die Rechte seines Stammes einsetzt. „Ich will, dass alle Dom in einem Wahlkreis zusammengefasst werden“, sagt er. „Wir brauchen eine Quote im Parlament, genau wie die anderen Stämme auch.“ Das jordanische Wahlsystem garantiert, dass jeder Wahlkreis, unabhängig von seiner Bevölkerungsgröße, jeweils dieselbe Anzahl Abgeordneter stellt. Lokale Stämme, die das Königshaus stützen, sind in virtuellen Wahlkreisen zusammengefasst, die ihnen eine Mehrheit im Parlament sichern, obwohl die Stämme



Scheich Fathi Mousa bespricht sich mit Stammesältesten während einer Beerdigung. An der Diskriminierung sind die Dom selbst schuld, glaubt er

in der Bevölkerung die Minderheit sind. Als Stamm anerkannt zu werden, bedeutet so Aussicht auf politische Macht. Mousa wird deshalb auch nicht müde zu beteuern: „Für uns heißt es: Gott, Vaterland und König.“

Er zündet sich eine selbst gedrehte Zigarette an, einer seiner Söhne ist sofort zur Stelle, um Tee nachzuschicken. Damit der Scheich Erfolg hat, muss er die jordanische Öffentlichkeit davon überzeugen, dass sein Volk ein Stamm im Sinne des jordanischen Wahlgesetzes ist, ähnlich wie die jordanischen Beduinen. Nicht ein Mal während des ganzen Gesprächs benutzt er das Wort Dom. Er spricht stattdessen von „Bani Murra“ und erklärt: „Wir Bani Murra sind ein alter jordanischer Stamm. Wir leben seit hunderten von Jahren in diesem Land.“ Seine Vorfahren seien aus einem vierzig Jahre währenden Krieg hervorgegangen, in dem zwei Stammesführer in dem Gebiet, in dem später Jordanien entstand, um Macht rangen. Die Unterlegenen seien zu umherziehenden Bani Murra geworden. Sie seien Schmiede gewesen, stellten Schwerter und Goldzähne her, sagt er. Sie seien Araber, gute Muslime. Zum Beweis lässt er einen seiner Söhne den jordanischen Pass seines Großvaters holen. Das alte Papier ist schon ganz abgegriffen. Das Ausstellungsjahr ist 1960. Seit 1890 lebe seine Familie in Jordanien, sagt Mousa.

Eine schöne Geschichte. Doch sie ist eine Legende. Die Dom wissen nicht, wer sie sind. Alodeh nicht, Fathi Mousa nicht, niemand. Es gibt keine Bücher, keine Dokumente, die belegen, wo sie herkommen. Für Mousa ist das Märchen zum Garant für seinen politischen Aufstieg geworden. Zeltbewohner wie Alodeh gefährden das Bild eines arabischen Stammes. Sie sind zu anders, zu wenig arabisch, zu wenig muslimisch. „Sie sind Abfall“, sagt Mousa.

Was ist das für ein Volk, dessen Angehörige von ihrem eigenen Scheich verachtet werden? Die Dom sind eine nicht anerkannte Ethnie, ein Volk, über das so viele Mythen existieren, dass es schwierig ist, zwischen Lügen und Wahrheiten zu unterscheiden. Die Dom erklären ihre Herkunft und Lebensweise mit einer Sage, die der von Fathi Mousa ähnelt. Während eines langen Kriegs soll ein Stammesführer das Volk der Dom verflucht haben. Keine drei Tage durften sie mehr an einem Ort rasten, nicht mehr in Häusern wohnen und keine Pferde reiten. Fortan seien sie verdammt dazu gewesen, umherzuziehen. Sie leben im Nahen Osten, in Syrien, Israel, im Libanon und in der Türkei.

Bruno Herin kennt diese Sagen. Der Belgier ist Linguist und der Einzige, der momentan Forschungen zu den Dom betreibt, genauer gesagt, zu ihrer Sprache: Domari. In einem von der London School of Oriental and African Studies geförderten Projekt dokumentiert er Domari im Libanon. „Nur über die Sprache können wir rekonstruieren, woher das Volk der Dom stammt“, sagt er. Für Linguisten wie ihn sind die, die noch Domari sprechen, „Reste eines Schatzes“, denn ihre Sprache ist vom Aussterben bedroht.

Anhand der verschiedenen Anleihen aus anderen Sprachen lässt sich feststellen, wie die Dom gewandert sein müssen. Ursprünglich lebten sie vermutlich wie die späteren europäischen Roma in Zentralindien, dann durchquerten sie den persischen Raum und gelangten in kurdisch-türkisches Gebiet. Dort müssen sich die Dom in zwei Gruppen gespalten haben. Denn die Dom in Jordanien und in den palästinensischen Autonomiegebieten sprechen ein anderes Domari als die im Libanon oder in Syrien. „Diese Vermutungen basieren auf rein linguistischen Indizien“, sagt Herin.



Nur die unwirtlichsten Plätze bleiben den Dom noch für ihre Zelte, wie hier in der Nähe von Amman. Wind bläst ihnen Sand und Staub in die Augen und Schatten spenden nur zwei struppige Bäume



Fathi Mousa sagt, sein Stamm umfasse mindestens 80 000 Menschen, jordanische Medien zählen 70 000. „Niemand kann tatsächlich sagen, wie viele Dom an einem bestimmten Ort leben. Und wenn es jemand tut, dann ist es frei erfunden“, sagt Bruno Herin. Ein Problem ist, dass die Dom in Jordanien und vielen anderen Ländern mit anderen Ethnien vermischt werden, den Turkmenen etwa oder den Kurden. Der wachsende Anteil derer, die in Häusern leben, schämt sich für seine Herkunft und erwähnt sie nicht. Nur ein Teil lebt noch in Zelten. „Auch unter den Zigeunern in Jordanien sind die Dom in der absoluten Minderheit“, sagt Herin.

In Jordanien, wo es keinen Minderheitenschutz gibt, haben es die Dom besonders schwer. Sie kämpfen gegen Armut und Stigmatisierung. Sie haben keine Organisation, die sich für sie engagiert, und auch bei der UNESCO fühlt sich niemand für sie zuständig. Offiziell besitzen sie kein Land, sie lagern illegal. Wer bei der Verwaltungsbehörde der Stadt Amman anruft und fragt, wie viele *nawar* im Regierungsbezirk leben, wird direkt zu Shahar Al Droubi durchgestellt, Leiter einer „Abteilung für Enteignungen“. „Es gibt keine Zigeuner in Amman“, sagt Droubi. Dann legt er auf.

Zwei Tage später. Abu Abdullah Rahman fährt in einem alten weißen Mercedes durch sein Revier. Die Nacht bricht schon ein, es riecht nach starkem Kaffee, Bratfett und dem Öl vieler Autowerkstätten. Rahman ist der *mukhtar* in Gweis-

meh, einem Stadtteil von Amman. Ein *mukhtar* ist eine Art Wächter, der im Auftrag der Regierung für Ordnung im Viertel sorgt. Den Posten hat er von seinem Vater geerbt. Die Regierung, deren Verwaltung angeblich nichts von Dom oder anderen nicht sesshaft lebenden Menschen in Amman weiß, hat Rahman einen besonderen Zuständigkeitsbereich aufgetragen: „Zigeuner“. Es gebe ständig Probleme mit denen, sagt er beim Anfahren. „Diebstahl, Vergewaltigungen, Familienfehden.“ Sein Job ist es, zwischen den Jordaniern und diesen „Zigeunern“ zu vermitteln. Den Begriff Dom hat er noch nie gehört. Er nennt sie alle *nawar*, die Kurden, die Turkmenen, die Dom aus Jordanien und die aus Syrien. Egal, ob sie in einem der heruntergekommenen Steinhäuser von Gweismeh leben oder auf Brachen im Zelt, egal, ob mit jordanischem Pass oder ohne. Die Syrer, die seit Beginn des Arabischen Frühlings gekommen sind, seien aber die Schlimmsten. „Die jordanischen Zigeuner trauen sich nicht zu stehlen, aber die Syrer sind professionelle Diebe“, sagt er. Nach Ausbruch des Bürgerkrieges flohen auch viele Dom aus Syrien nach Jordanien. Doch sie werden nicht als eigene Flüchtlingsgruppe anerkannt.

Am Autofenster ziehen schäbige, zweistöckige Häuser vorbei. Katzen laben sich an den Resten des Abendessens aus Müllcontainern. Der Ruf des Imam scheppert aus einem Lautsprecher. Rahman lenkt seinen weißen Mercedes durch einen



Amina schämt sich, Dom zu sein. „Die Leute denken, alle Dom-Frauen seien Prostituierte“, sagt sie. Ihr Gesicht will sie lieber nicht zeigen

Kreisel und hält vor einer Moschee an. Er muss beten. Als er wiederkommt, sagt er: „Unsere Religion verbietet es, dass jemand vom Stehlen und Betteln lebt. Es ist einfach falsch.“ Und schlägt die Autotür zu.

Weiter geht es, durch Gassen und über verstopfte Kreuzungen, hinauf auf Ammans Hügel und wieder hinab. Der Mercedes ruckelt, Rahman erzählt. Davon, dass die *nawar* ihre Frauen verkaufen, ihre Mädchen auf Festen tanzen lassen. Dass sie lügen, keine echten Araber seien. „Die Zigeuner, die wir jetzt besuchen, sind Jordanier“, sagt er. „Das sind noch die Ehrenwertesten“. Die Fahrt endet auf einem dunklen Fleck Land inmitten erleuchteter Wohnhäuser. Mindestens fünfzig Holzhütten stehen hier, dazwischen laufen Menschen umher. Die Wände der Hütten sind mehrfach mit Brettern ausge bessert worden, auf einem der Dächer thront eine alte Satellitenschüssel. Das Kabel daran führt ins Nichts.

In der Hütte sind bunt gemusterte Tapeten an die Wände gekleistert. „Wir haben gerade keinen Strom“, entschuldigt sich ein Mann mit dunklem Schnauzer. Er will seinen Namen nicht nennen. Aus Angst. „Keine Fotos von unserem Haus“, sagt er. Diese Art von Haus nennen sie hier *barrakiyeh*, eine Familie wohnt darin. Es besteht nur aus einem großen Raum und einem Schlafbereich. Kein Bad, die Toilette ist ein einfaches Loch im Boden hinter einem Brettverschluss. Hinter der Holzwand kratzt es. „Ratten“, sagt der Mann mit dem Schnauzer und

»DIE WELT HAT SICH VERÄNDERT, ABER WIR HABEN UNS NICHT MIT IHR VERÄNDERT«

MANN MIT SCHNAUZER



Dom-Kinder haben einen Süßigkeiten-Händler umringt und hoffen auf sein Mitleid. Ihre Eltern feiern in der Nähe eine dreitägige Beerdigungszeremonie — am Rande eines LKW-Parkplatzes



»AM ENDE ALLER TAGE
WERDEN DIE MENSCHEN
VON ALLEN ORTEN ZU-
SAMMENKOMMEN UND
SICH VERMISCHEN«

DER PROPHET

Zwei Dom-Kinder betrachten den Sonnenaufgang im Zelt-dorf. Das Morgenlicht vertreibt die wilden Hunde, die nachts im Camp umherschleichen



setzt sich auf den Boden. Neben ihm hocken zwei Frauen, eine jüngere und eine ältere. Auch sie wollen ihren richtigen Namen nicht nennen.

Auf die Frage, ob sie Dom seien, schweigen sie zunächst. Die Jüngere, nennen wir sie Amina, versucht etwas zu sagen, doch bevor sie ansetzen kann, bedeutet die ältere Frau ihr, zu schweigen. „Sei still“, zischt sie. Amina gehorcht. „Wir sind Jordanier“, sagt der Mann mit dem Schnauzer. „Wir sind nur arm.“ Die Angst steht in der Luft wie ein betäubendes Gas. Ihre Hütten sind illegal, sie stehen auf dem Land der Regierung. Menschen wie Sahar Al Droubi von der Abteilung für Enteignungen dürfen nicht von ihnen wissen.

Amina bricht schließlich das Eis. „Wir sprechen eine andere Sprache. Ashwafiyeh“, sagt sie schnell. *Ashwafiyeh*, die Sprache der Vögel, ein Kosename für Domari. Die alte Frau schaut böse. Ein Junge aus einer anderen Holzhütte bringt eine Stablampe herein, die Hütte leuchtet im fahlen Neonlicht. Amina kann mutiger sein als die Männer im Zelt, weil Frauen nicht so schnell festgenommen werden. Sie sagt: „Wir sind Reisende. Wir haben kein Land. Ich habe an vielen Orten gelebt, in Irbid, in Zarqa, in Tafileh.“ Ihre Augen sind tiefschwarz geschminkt, ihre Finger mit Henna bemalt.

„Die Dom, die in Zelten leben, unterscheiden sich nicht von uns. Sie leben seit Generationen so“, sagt sie. „Sie betteln, das nennen wir *manqesh*, es ist für uns nichts Verwerfliches.“ Plötzlich spricht auch der Mann mit dem Schnauzer. „Die Welt hat sich verändert, aber wir haben uns nicht mit ihr verändert“, sagt er. Es wird still.

Die Hochhäuser von Amman glänzen in der untergehenden Sonne um die Wette. Frauen mit bunten Kopftüchern und Sonnenbrillen fahren mit Taxis in eines der klimatisierten Einkaufszentren. Eine Hitzewelle hängt über der Stadt. Die Fahrt raus aus dem Zentrum, zum Zeltdorf von Alodeh, dauert fast eine Stunde. Auf den Straßen staut sich der Verkehr, wie mittlerweile zu fast jeder Tageszeit. Ammans Einwohnerzahl steigt, die Mieten sind in die Höhe geschossen, das Brot wird seit Jahren immer teurer. Das kleine Land ist der einzige sichere Hafen inmitten eines Meeres aus Chaos und nimmt die Last der Flüchtenden aus der ganzen Region auf sich.

Vor dem Autofenster des Taxis wechseln die Fassaden, aus Glas wird Stein. Von Dutzenden Plakaten und Bildern schaut König Abdullah auf seine Untertanen. Die Luft stinkt nach Abgasen. Gott, König, Vaterland. Die Bilder des Königs werden weniger, je näher das Zuhause von Alodeh kommt. An einem der breiten Highways irgendwo zwischen Amman und der Stadt Zarqa stehen ein Dutzend Zelte. Dahinter geht es tief hinab in ein Tal. Ausgebreitet auf einem Tuch liegen vertrocknete Fladenbrote, die Bewohner aus dem Müll gerettet haben.

Vor Alodehs Zelt steht ein kleiner grüner Baum, der Zeltzugang ist offen. Nachdem der kleine drahtige Mann mit den stechenden dunklen Augen aus dem Gefängnis entlassen wurde, hat er geheiratet. Nawal heißt seine Frau, sie ist 17 Jahre älter als er. Eine Tochter hat sie in die Ehe mitgebracht, Dina. Die anderen drei hat ihr vorheriger Ehemann geraubt. Deswegen ist Nawal still und meistens traurig.

Alodeh schläft auf dem Sofa, die vierjährige Dina sitzt auf seinem Schoß. Ihr Stiefvater wird heute nicht zur Arbeit gehen, kein Metall mit den anderen sammeln. Überhaupt arbeitet er nur noch wenig. Meistens hat Alodeh Kopfschmerzen. Als er aufwacht, sucht er unter Matratzen, die an der Wand gestapelt liegen, nach einem kleinen Päckchen Pulverkaffee. Zwischen den Matratzen versteckt er alles, was wertvoll ist: Kaffee,

SCHRITTE:

182 745



Pascale Müller und Emile Ducke wurden im Zeltcamp der Dom auch Zeugen häuslicher Gewalt gegen Kinder und Frauen. Es war für sie schwer zu ertragen. Mehr als einmal stellte sich ihnen die Frage: Wann endet unsere Rolle als journalistischer Beobachter und fängt unsere menschliche Pflicht zu schützen an?

Zucker, Feuerzeuge. Er sagt: „Es ist schwer, heute eine Arbeit zu bekommen. Sie respektieren sogar die Fremden mehr als uns.“ Meint er damit die Syrer? Er zuckt mit den Achseln und sagt: „Nicht mal mein Bruder kommt heute noch, um mich zu besuchen. Ich bin so traurig darüber. Er wohnt in einem Haus und ich bin nicht mehr sein Bruder.“

Nawal schneidet Kartoffeln und wirft sie in heißes Fett. Sechs große Kartoffeln für alle. Im Zelt wird es durch das Gasfeuer immer heißer. Als die Kartoffeln gebraten sind, kommen die Kinder aus den anderen Zelten, um auch etwas abzubekommen. „Ich hasse Zigeuner“, sagt Alodeh und lacht trocken. „Sie haben zu viele Kinder.“ Dina Schaukelt vor dem Zelt an einer Wäscheleine, die Nawal an den kleinen Baum gebunden hat. Sie quietscht vor Freude, wenn sie sich abstößt, und reibt sich die Augen, weil ihr der Sand ins Gesicht weht.

Alodeh, seine Familie und die anderen Dom auf dem Zeltplatz lagern hier erst seit zwei Wochen. Vorher hatten sie ihre Zelte weiter oben am Hang aufgestellt, näher an der Stadtgrenze. Doch die Polizei jagte sie weg. „Sie kommen immer ganz früh am Morgen“, sagt Alodeh. „Sie kommen mit Bulldozern und machen unsere Zelte einfach platt, mit allem, was

Während Tochter Dina schon schläft, macht sich Nawal fertig für die Nacht. Im Schein des Gasfeuers sieht sie aus wie eine Gestalt aus Alodehs Märchen



darin ist. Unsere Kleider, unser Essen. Dann verhaften sie uns Männer.“ Er schaut auf den Teppich, auf dem Dina ihren Tee verschüttet hat. „Ich will nie wieder ins Gefängnis“, sagt er.

Alodeh zündet sich noch eine Zigarette an und erzählt eine Geschichte: „In den Tagen des Propheten kamen die Menschen zu ihm und fragten: ‚Was geschieht am Ende des Lebens?‘ Der Prophet antwortete: ‚Am Ende aller Tage werden die Menschen von allen Orten zusammenkommen, sie werden dieselbe Sprache sprechen und sich vermischen. Sie werden einander heiraten, egal woher sie kommen. Am Ende aller Tage werden die Menschen einander lieben.‘“

Am nächsten Tag ruht sich Alodeh hinter seinem Zelt im Schatten aus und blickt über das Tal. Jenseits des Hügels leben noch andere Dom, manchmal besuchen sie sich. Während er so dasitzt, wirft Alodeh aus Langeweile immer mal wieder einen kleinen Stein auf die Kinder, die umherlaufen. Die schreien ihn an und werfen zurück. Er sagt: „Ich würde nie in einem Haus wohnen wollen, das hier ist mein Leben.“ Als kleiner Junge wollte er Sänger werden, er liebte die Feste, die seine Eltern und Großeltern feierten. „Musik war in unserer Kultur sehr wichtig“, sagt er. Sieben Tage hätten sie manchmal gefeiert, ganz ohne Anlass. Doch heute erinnert er sich kaum noch an die Lieder und Melodien. Die Dom kennen keine Schriftsprache, wird ein Lied, ein Brauch nicht mündlich weitergegeben, werden sie vergessen.

Es ist der letzte Tag einer Dom-Beerdigung, die nach muslimischer Tradition gefeiert wird und drei Tage und Nächte dauert. Alodeh will am Abend hingehen, aber nur wegen des Essens. Er sagt über den Verstorbenen: „Er ist vor Traurigkeit gestorben. Er war traurig, weil er so arm war.“ Kurz vor Sonnenuntergang sucht Alodeh ein Taxi für den Weg zur Beerdigung. Die Taxis in Amman sind billig, jeder kann sie sich leisten. Trotzdem dauert es eine Weile, bis ein Fahrer Alodeh einsteigen lässt, weil er so schäbig aussieht. Sie fahren Richtung Wahdad, dem Stadtviertel von Fathi Mousa. „Er ist ein wichtiger Mann, aber er kann uns nicht helfen“, sagt Alodeh. „Er interessiert sich nicht für uns Menschen im Zelt.“ Alodeh hat zwar einen jordanischen Pass, aber wählen war er noch nie. Es bringe doch nichts, glaubt er.

Noch vor dem Ziel steigt er aus dem Taxi und läuft den Rest zu Fuß, um Geld zu sparen. „Vor zehn Jahren gab es hier keine Häuser“, sagt er und zeigt um sich. „Wir haben hier gelebt, es gab viel Platz für unsere Zelte.“ Tatsächlich ist Amman in den letzten Jahren, auch unter dem Druck der Flüchtlinge, stark gewachsen. Deshalb will der Bürgermeister alle städtischen Brachen in Bauland verwandeln. Für Alodeh und seine Familie wird es eng.

Er läuft über einen großen Parkplatz, dort steht ein gestreiftes Zelt zwischen Anhängern und Lastwagen. Darin ist die Trauergemeinschaft versammelt. Nach islamischer Tradition dürfen nur Männer das Zelt betreten, sie sitzen auf roten Polsterstühlen mit goldenen Rahmen aus Plastik. Die Frauen warten hinter dem Zelt, sie werden nichts von dem Essen abbekommen, wegen dem Alodeh hergekommen ist. Es gibt Mansaf, ein traditionelles jordanisches Gericht aus Reis, Joghurt und Hühnchen, das mit der Hand gegessen wird. Doch zuerst wird unter dem Schein der vielen Glühbirnen gebetet.

Alodeh betet nicht mit. Er drückt sich in einer Ecke des Zeltes herum, wie ein Kind, das sich schämt. Auch die Ältesten der Dom und Fathi Mousa sind da. Nach dem Essen setzen sie sich in eine Reihe und reden über Politik. „Wir sind selbst daran schuld, dass man uns so gering schätzt“, sagt einer der

Männer. „Unsere Leute verhalten sich schlecht.“ Alodeh interessiert sich nicht für Politik. Er ist satt und fährt nach Hause.

Als er ankommt, schläft Dina schon auf ihrer Schaumstoffmatratze mit Blumenmuster. Über das Lager ist ein Mückennetz mit Blumenstickerei gespannt, das vom vielen Rauch von Alodehs Zigaretten und dem kleinen Gaskocher gelb geworden ist. Dina hört nicht, wie Alodeh ins Zelt tritt. Begraben unter einem Berg von Decken taucht das Feuer des Gaskochers ihr Gesicht in weiches Orange. Alodeh kocht Tee. Nawal sitzt in einer dunklen Ecke.

Nachdem sich ihr früherer Mann von ihr hat scheiden lassen, lebte sie allein in einem Zelt mit Dina, oben auf dem Hügel. Aber Alodeh, gerade aus dem Gefängnis entlassen, hatte sie dort entdeckt und kam jeden Tag zu ihr, sang Lieder für sie. „Er hat vor meinem Zelt geschlafen und kleine Steinchen gegen die Zeltwand geworfen. Irgendwann habe ich ihn hereingelassen“, sagt sie und sieht zum ersten Mal weniger traurig aus. „Ich mag ihn sehr. Er hat eine wunderschöne Stimme.“ Die beiden schauen sich lange in die Augen.

Hinter dem Zelt jault ein wilder Hund auf. Nawal steht auf und geht ins Tal, um sich zu waschen und zu erleichtern. Ein zerrupftes Huhn läuft am Zeltingang vorbei. Alodeh dreht derweil den Herd herunter, erst flackert die Flamme noch blau, dann erlischt sie ganz. Er sagt: „Menschen sind nur Schatten auf der Erde. Das wahre Leben fängt danach an.“



Der Star der Dom: Abu Mousa beeindruckte den alten jordanischen König Hussein mit seinem Rababspiel so sehr, dass der ihn als Hofmusiker einstellte

6

**„Ich bin kein Fetischist, aber ja,
ich liebe Schuhe!“**

KARL LAGERFELD



Bestrumpft, beschuht, nackt: Schuh- und Fußfetischisten schnüffeln, massieren, rubbeln, knabbern, streicheln, lutschen, füttern. Der Schriftsteller Rétif de la Bretonne schrieb bereits 1769 Frauenschuhen eine sexuelle Wirkung zu. Heute bilden Fußliebhaber eine der größten Fetisch-Gemeinschaften – übertroffen nur von der Lack- und Lederfraktion. Bei manchen fällt auch beides zusammen, wie auf diesem Bild. Trotzdem, der Satz „Leck mich am Fuß“ hat sich noch nicht durchgesetzt

SCHAF- ZWITSCHERN

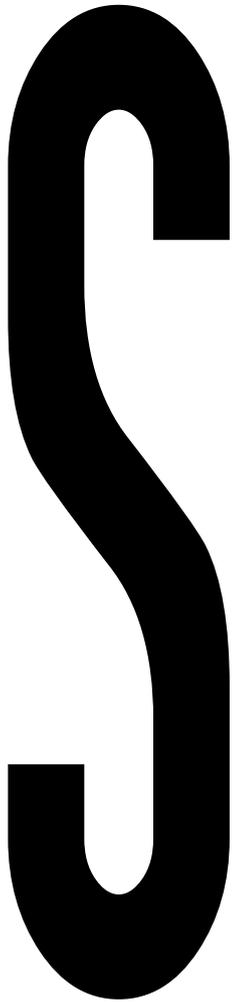
TEXT: VERONIKA WULF
FOTOS: CARINA SCHMITT



Schlechte Bezahlung, miese Arbeitszeiten, ein einsames Leben; Sven de Vries ist trotzdem Schäfer geworden. Viel Geld braucht er nicht, viel Arbeit macht ihm nichts aus – und gegen die Einsamkeit hat er eine Kommune und Twitter

723 Schafe und 22 Ziegen folgen
Schäfer Sven von Weide zu Weide.
Dass keines verloren geht, dafür
sorgt Bebi, ein Altdeutscher
Hütehund. Es gibt nur noch wenige
Wanderschäfer in Deutschland,
die das ganze Jahr unterwegs sind





Svens mobiles Zuhause: kein Strom, kein fließend Wasser, kein WC. Alle drei bis vier Tage wechselt er den Standort. Tabak und Karamalz sind ein bescheidener Luxus, den er sich täglich leistet

Sven de Vries rennt um acht Uhr morgens mitten auf der Rosenstraße durch Ehingen. Hinter ihm rennen 723 Schafe und 22 Ziegen. Vorbei an weiß verputzten Einfamilienhäusern und gepflegten Vorgärten. Die Krempe seines schwarzen Schlapphuts wippt, die Ohren der Schafe flattern. Sven muss schnell sein, damit die Schafe weniger Zeit haben, Autos zu rammen und Blumenbeete zu zertrampeln. Den Gartenteich auf der rechten Seite übersieht er. Die Schafe übersehen ihn nicht. Sofort driften sechs Lämmer nach rechts ab und tauchen ihre Mäuler ins Wasser. Ihre Vorderläufe rutschen auf der Teichplane ab und sie stürzen vornüber hinein. „Die schönen Seerosen!“, schimpft der Gartenteichbesitzer. „Jedes Mal das Gleiche mit den Schafen!“, jammert seine Frau. „Scheiße, Gartenteich!“, flucht Sven leise.

Er hat befürchtet, dass es Probleme bei der Stadtetappe geben würde. Schon am Morgen hat er deshalb wortkarg seinen Kaffee getrunken und geraucht. Doch der sicherste Weg zur nächsten Weide führt nun einmal durch die Stadt Ehingen am Rande der Schwäbischen Alb.

Zwei Stunden bevor die Lämmer in den Gartenteich plumpsen, sitzt er in einem klapprigen, roten VW-Bus mit kaputtem Rücklicht und Warnleuchte auf dem Dach. Das Auto steht auf einem Hügel oberhalb von Ehingen. Vor Sven liegt das Schmiechtal, das er heute durchqueren muss. In der Linken hält er eine Kippe, in der Rechten sein Handy. *Guten Morgen!* schreibt er auf dem Smartphone. *Bei uns steht die Stadtetappe an. Bin ein bisschen aufgeregt* – und tippt auf „twittern“. Mehr als zweitausend Menschen folgen seinen Kurznachrichten unter @

schafzwitschern. Sven twittert im Auto, beim Hüten, beim Essen, im Bett.

Schäfer sind meist allein. Sven kann gut allein sein, doch manchmal sucht er Wege in die Welt außerhalb seiner Herde. Mit Twitter und einer Schäfergemeinschaft versucht er, den Beruf aus der Vergessenheit zu holen – und sich selbst aus der Einsamkeit.

Sven ist 34 Jahre alt, an die zwei Meter groß, drahtig, gebräunt. Über seinem Scheitel liegen irokesenförmig sechs Dreadlocks, die Augenbrauen fast so buschig wie der Vollbart, das Gesicht lang und schmal, dunkle Ringe unter blauen Augen. Er hat schlecht geschlafen, sorgt sich um die Strecke, um die Mädels, wie er seine Schafe nennt.

Sven de Vries ist Wanderschäfer. Seine Herde ist das ganze Jahr unterwegs. Seit sieben Jahren stellt er sich mit „Sven, der Schäfer“ vor. Unter Schäfern duzt man sich. Eigentlich duzen ihn alle, die ihm begegnen. Für ihn ist das in Ordnung. Zusammen mit einem jungen Kollegen hat er vor einem Jahr eine Schäferei mit mehr als tausend Merinolandschafen übernommen. In den nächsten zehn Jahren wollen sie die Herde abbezahlen, mehrere hunderttausend Euro. „Vor fünfzehn Jahren wusste ich nicht mal, dass es noch Wanderschäfer gibt“, sagt Sven.

Aufgewachsen ist er in Hannover, besuchte dort eine freie Schule, an der die Kinder selbst entscheiden dürfen, ob und was sie lernen wollen. Bei ihm war es Fußball. Mit zwölf begeisterte er sich für Computerspiele, mit sechzehn fürs Kellnern. Irgendwann kollidierten Schule und Arbeit. Er brach die Schule vor dem Abitur ab. Vom Vater, einem EDV-Dozenten, lernte er zu programmieren, später arbeitete er für eine IT-Agentur. Nach einem halben Jahr stieg er aus, weil ihn die Marketingwelt abstieß. Er verlegte Fußböden und schleppte Umzugskisten, verkaufte Blechspielzeug auf dem Weihnachtsmarkt und verdingte sich als Aktmodell. In seiner Freizeit warf er mit Antifa-Freunden Schneebälle auf Faschos, bekam als Öko-Demonstrant Hausverbot beim damaligen Ministerpräsidenten Christian Wulff und lebte drei Monate in Spanien auf der Strafe. „Ich war halt ein Penner“, sagt er lachend. Dann verliebte er sich. Erst in eine Frau, die in einem Schafstall arbeitete, dann in die Schafe. Die Frau ist längst fort. Die Schafe sind geblieben. „Das mache ich jetzt für immer“, sagt er.

Damit ist er ziemlich alleine. 2014 haben in Deutschland nur zwölf Schäferlehrlinge den Abschluss als Tierwirt gemacht. Der durchschnittliche Schäfer ist 56 Jahre alt – und könnte Svens Vater





Viel Platz für Persönliches bleibt nicht. Fast alles auf dem Tisch sind Schafsmedikamente oder Pflegemittel. Sven kann in dem dreißig Jahre alten Camper nicht einmal aufrecht stehen

sein. „Heute gibt es nur noch gut anderthalb Millionen Schafe in Deutschland“, sagt Günther Czerkus, Vorsitzender des Bundesverbandes Berufsschäfer. Vor zwanzig Jahren waren es doppelt so viele. Kein Wunder. Ein Schäfer verdient etwa 4,50 Euro Stundenlohn, freie Tage sind rar. Intensive Freundschaften ebenso.

Am Ende der Rosenstraße erreicht die Herde ihr Ziel, eine sumpfige Wiese neben dem städtischen Schrottplatz. Sven lässt sie bei Praktikantin Anja Seidelies und fährt die Rosenstraße zurück. Der Gartenteich sieht jetzt aus wie ein Wasserloch.

„Hallo, der Schäfer“, sagt Sven, die Hände in den Hosentaschen vergraben, steht er vor der Frau des Gartenteichbesitzers wie ein zu groß geratener Schuljunge.

„Jedes Mal ist es das Gleiche“, echauffert sich die Frau grußlos.

„Wenn ich den anderen Weg nehme, dann kacken sie den Radweg voll und das gibt auch wieder Ärger“, sagt Sven.

„Ich hab ja nichts gegen Schafe.“ Die Frau beruhigt sich allmählich.

„Ich bezahle den Schaden“, sagt Sven.

„Schon gut“, entgegnet die Frau, „die haben ja auch Durst bei dem Wetter.“

Erschöpft kommt er bei der Herde an, dreht sich eine Zigarette und greift zum Handy. *Diesmal hat ein Gartenteich Wasser lassen müssen. In den Vorgärten steckt viel Arbeit und Liebe. Da ist man zurecht erstmal sauer und enttäuscht, zittert er.*

„Sven ist wie verwachsen mit seinem Handy“, sagt Praktikantin Anja. Gerade steckt sie den Mittagspferch mit orangenem Maschenzaun ab. „Ich will, dass andere einen Einblick bekommen in das,

was ich da mache“, sagt er. Viele hätten ein falsches Bild von Schäfern. Mit Knopfweste und Schippe, der harte Hüter, der Wind und Wetter trotzt, fernab von Zivilisation und Moderne. „Aber wir sind keine Museumsstücke.“

Anja hat er davon überzeugt. Sie ist 33 Jahre alt, trägt kurze braune Haare, ist klein, unauffällig. Das Studium hat sie kurz vor dem Diplom als Ethnologin abgebrochen, den Job als Sozialarbeiterin mit Drogenabhängigen nach fünf Jahren. Jetzt schaut sie sich drei Monate lang die Schäferei an. Ein paar Tage noch, dann endet ihr Praktikum.

Am Abend geht es weiter quer durch Ehingen. Drei Ziegen büxen aus und jagen einem Jungen mit Skateboard hinterher. „Keine Angst“, ruft Sven, „nicht weglaufen!“ Der Junge lässt das Skateboard liegen und rennt. Hinter der Herde warten drei Autos und der Bus Linie 303 darauf, dass die Straße wieder frei wird. „Bebi, geh mal“, sagt Sven zu seinem gefleckten Altdeutschen Hütehund und räumt das Skateboard von der Straße. Bebi läuft, treibt die Ziegen wieder zurück. Sven lotst die Herde durchs Industriegebiet, unter der Bundesstraße 492 hindurch und den Hang hinauf auf die nächste Weide. Pause. Die Schafe grasen, eine Fläche wolliger Rücken, dicht an dicht. Es riecht nach Thymian und Kräutertee, nebenan rauschen die Autos auf der B492. Sven holt das Handy hervor. *Auch die 2te Etappe ist gut überstanden. Jetzt 2 Tage an der Bundesstraße hüten. #nichtsotoll.*

Dass er die Fläche beweidet muss, ist in einem Pachtvertrag festgehalten. Für jede Wiese bekommt er Geld, für die Ziegen eine Extrasumme, weil sie die Büsche abfressen. Über die Hälfte des Umsatzes macht seine Schäferei durch diese Beweidung, den Rest bringt das Fleisch ein. Mit Wolle ist kein Geld mehr zu verdienen. Denn der Preis liegt inzwischen fast gleichauf mit den Scherkosten. „Die Schwäbische Alb gehört zu den artenreichsten Flächen in Europa“, sagt Verbandschef Czerkus. „Ohne Schafe würde es Landschaften wie diese nicht geben.“ Die Herden sorgen dafür, dass die charakteristischen Wacholderheiden und Kalkmagerwiesen nicht verbuschen. Für Maschinen sind viele Wiesen zu steil, der Aufwand wäre zu teuer. Zudem tragen die Schafe Samen seltener Pflanzen in ihrem Fell und ihrem Kot von Weide zu Weide.

An manchen Orten warten Bekannte auf Sven. Wie Karina Steudinger, die an diesem Tag bei der sumpfigen Wiese in Ehingen zur Herde stößt. Manchmal hilft sie beim Hüten. „Oifach, weil’s Spaß macht“, wie sie in weichem Schwäbisch sagt. Eine bodenständige, zupackende

Leithammel Kugel hört auf seinen Namen. Er ist schon alt, seine Zähne sind schlecht. Für ihn schneidet Sven auch mal einen Apfel klein



Frau Ende Vierzig, mit roten Wangen und ansteckendem Lächeln. Sven weiß nicht, wie alt sie genau ist, auch nicht, was sie arbeitet. Das erste Mal kam sie im vergangenen Herbst an einer Wiese bei Ehingen vorbei, seither immer wieder. „Ich glaube, sie sucht Abwechslung bei mir und den Mädels“, sagt er.

Heute hat sie Kuchen mitgebracht. Und Malzbier. Svens Lieblingsgetränk. Kurz nach neun, die Sonne ist hinter bewaldeten Hügeln verschwunden, die Schafe lagern im Nachtpferch. Sven, Anja und Karina sitzen um den Kuchen im Gras wie um ein Lagerfeuer, essen, trinken, quatschen. Die Stadtetappe ist geschafft, Sven redet wieder mehr, erzählt, wie er zum Bund kam. „Ich hab’ verpeilt, zu verweigern, weil ich so viel gekifft habe.“ Wie er fünf Wochen beim Bund keine Waffe anfasste und wie ihm jeden Morgen beim Marschieren das Barett vom Afro fiel und die gesamte Truppe kehrtmachen und warten musste, bis er es mit Blümchen-Haarspangen festgeklemmt hatte. Karina hört zu, lacht. Sven erzählt. Wie unter alten Freunden.

Doch für dauerhafte Bindungen fehlt ihm die Zeit. „Das kann ich nicht leisten.“ Zu Karina hat er einmal gesagt: „Wir können Zeit miteinander verbringen, aber ich kann nicht der beste Freund sein, wie man das vielleicht sonst hat.“ Das ist okay für Karina. Ab und zu kommt er mit der Herde in ihre Gegend, ab und zu kommt sie vorbei, mit Kartoffelsalat, Fleischküchle oder Karamalz.

Vier Tage später, es ist Samstagvormittag und im Ehinger Nachbarort Allmendingen verabschiedet sich Anja von den Schafen. Sven wartet im Auto. Er sieht von hinten, wie sie sich die Tränen aus den Augen wischt. „Schon wieder eine Schafinfizierte“, sagt er lächelnd. Schon wieder hat er es geschafft, jemanden mit seiner Begeisterung anzustecken. Sie will eine Ausbildung machen, etwas mit Tieren. Am Bahnhof umarmt Sven sie zum Abschied.



Eine Ziege hat sich einen Schwarzdorn in die Klaue getreten. Sven schneidet die Stelle mit dem Taschenmesser aus



Die Sonne ist untergegangen, in den Häusern von Ehingen brennen die Lichter. Oft hockt Sven bis spät abends auf der Weide, in der Linken die Kippe, in der Rechten das Handy, und twittert





Ein altbewährter Schäfertrick: Sven zieht einem Zwillingsschlamm das Fell eines toten über und schiebt es dessen Mutter unter

Es ist Abend geworden auf der Allmendinger Seite des Schmiedtals. Hier hat Sven seinen Wohnwagen abgestellt. Mit Kreide steht darauf „der Schäfer“ und eine Handynummer, falls sich jemand über den Camper wundert. Das mobile Zuhause: dreißig Jahre alt, weiß, mit Gardinen, Sonnensegel, Gaskocher und Wasserkanistern davor. Daneben, am Wiesenrand, haben Anwohner ein fünfzehn Meter langes Festzelt aufgebaut: blau-weiß karierte Luftballons und Tischdecken, Dorfschönheiten im Dirndl, Kerle in Lederhosen. Beim Camper kein Strom, kein Klo, kein fließend Wasser. Beim Festzelt ein Stromaggregat, eine Wasserleitung und ein Dixi. Aus den Boxen dröhnt Charts-Musik. Die blonden Zwillinge Dennis und Philipp werden 30. Auch Sven ist eingeladen.

Er kommt um zehn Uhr Abends, nach dem Hüten. Es ist immer ratsam, sich mit Anwohnern gut zu stellen. Die Zwillinge sind auf der Bühne am Wettnageln und Quizraten. Sven holt sich ein Bier und stellt sich an einen Stehtisch vor dem Zelt. Normalerweise trinkt er keinen Alkohol. Nur beim Feiern, und das ist selten geworden.

„Ah, der Schäfer!“, ruft ein rotgesichtiger Mann mit weißem Schnauzer.

„I hab di au schon gsäe mit deine Schofe. Wie viele hosch denn?“

„Insgesamt über tausend“, antwortet Sven.

„Ond wie viele Mädels hosch dabei oder bisch alloi da?“ Der Schnauzermann lacht schallend. Dass der Schäfer oft mit einer Praktikantin unterwegs ist, regt immer wieder die Phantasie der Dörfler an. Sven kennt das. Auch, dass er die Blicke auf sich zieht. Ungeduscht, in

dreckigem Muskelshirt und Wanderhose, die Dreads, die Plastik-Crocs. „Der kifft bestimmt viel“, raunt jemand seinem Tischnachbarn zu.

„Sobald ich im Mittelpunkt stehe, werde ich unsicher“, sagt Sven. Einerseits freut er sich über das Interesse an seinem Beruf, andererseits nerven ihn die immer gleichen Fragen. Wie viele Schafe hast du? Bist du immer bei denen? Verdient man damit noch etwas?

Kaum eine Stunde später liegt er in seinem Wohnwagen. „Aaaatemlos“, schallt Helene Fischer durch die Nacht. Das Bett ist so kurz, dass er die Beine anziehen muss. Zum Einschlafen hört er ein Hörbuch. „Das Rad der Zeit“, ein Fantasy-Roman von Robert Jordan. Um 5:30 Uhr wird der Wecker klingeln.

Am nächsten Tag, wieder einem heißen Augusttag, sitzt Sven in der Mittagspause vor seinem Wohnwagen, die sechste Tasse Kaffee vor ihm auf dem ausgeklappten Tisch, Würfelzucker, schmutzige Tassen, Obst, Müsli, Karamalz. Wie ist das eigentlich mit Frauen? „Alle vier Jahre treffe ich mal eine, bei der ich denke: Das wäre was, was Ernstes“, sagt er und dreht sich eine Zigarette, American Spirit Natural Tabak. „Auf weniger lass ich mich gar nicht ein.“ Mit der Zungenspitze fährt er über das Papier, dreht es tütenförmig zusammen. „Solange ich bei den Mädels bin, ist die Wahrscheinlichkeit noch mal geringer, dass ich eine treffe.“ Er macht lange Pausen zwischen den Sätzen, den Wörtern, zündet die Zigarette an. „Eigentlich wollte ich ja immer Kinder haben. Das kann ich mir langsam abschminken.“ Er wird immer leiser, schaut in den Kaffee, in die Büsche. „Aber das ist ja auch in Ordnung.“ Die Zigarette ist ausgegangen, ohne dass er daran gezogen hat. Das passiert Sven häufig, wenn er redet. Er ist nie hektisch. Seine Zeitangaben lauten „irgendwann heute.“ „Spätestens am Vormittag.“ „Gegen Abend.“ Die Zeiteinheiten eines Schäfers.



Ein Mutterschaf ist in der Nacht gestorben. Sven bringt es mit dem Schubkarren aus dem Stall. Später liefert er es bei einer Tiersammelstelle ab

»ALLE VIER JAHRE TREFFE ICH MAL EINE FRAU, BEI DER ICH DENKE: DAS WÄRE WAS, WAS ERNSTES. AUF WENIGER LASS ICH MICH GAR NICHT EIN«

SVEN DE VRIES



Das Lämmchen ist noch keine Woche alt. Bis zu 600 Lämmer kommen jedes Jahr in Svens Herde auf die Welt. Die ersten Wochen verbringen sie im Stall und auf den Koppeln

Alle ein bis zwei Wochen werden die Schafe durch ein Fußbad aus Zinksulfatlösung getrieben – eine gute Gelegenheit, die Tiere zu zählen



Am Abend nähert sich ein rasselnder Motor, wird immer lauter. Bebi und Pitu springen auf, bellen. Ein rostiger, dunkelgrüner Toyota Pick-Up mit Anhänger hält im Schatten der Bäume. Ein großer Mann in löchrigen Kleidern steigt aus. Breites Kreuz, tätowiert, Rockerbart, Piratentuch auf dem Kopf. Er hat vier Hunde dabei, sie sehen aus wie Bebi und Pitu, ebenfalls Hütehunde. Es ist Steffen Carmin, 32, Svens Kollege.

Svens Kollege setzt sich unter das Sonnensegel, nimmt die Flasche Weleda-Lavendelöl vom Tisch und reibt sich die Hände ein. Die Schäfer bringen sich auf den neusten Stand: Sven erzählt von der Euterentzündung eines Schafes, wann er die Herde das letzte Mal durch das Fußbad gegen Moderhinke getrieben hat und welche Weiden er schon hinter sich hat. Steffen erzählt vom Liebeskummer seines Lehrlings. Steffen war in Arnach, siebzig Kilometer entfernt, wo der zweite Teil der Herde im Stall steht: trächtige Mutterschafe, Altschafe, Lämmer und Mütter vom Frühjahr.

Eine Wolkendecke drückt auf die Weide bei Allmendingen, es ist düster, donnert und blitzt. Dicke Tropfen fallen auf dürres Gras, bald wird der Regen die Hitze der letzten Tage abkühlen. Neben den Schafen steht ein weißer Autoanhänger. Sven und Steffen, zwei große Gestalten mit schwarzen Hüten, bewegen sich langsam zwischen den Leibern hindurch. Steffen schleicht gebückt, den Schäferstecken wie eine Wünschelrute ausgestreckt, während Hütehund Django die Herde noch enger zusammenreibt.

„Da drüben“, sagt Sven plötzlich.

„Ja“, sagt Steffen, nähert sich von hinten einem Lamm, zieht es mit dem

Haken seines Schäferstabs am Hinterbein heraus. Sven packt es am Bein, zieht es zum Anhänger, hebt es hinein, schließt die Eisentür. Nummer eins. Steffen hat schon das nächste Lamm am Haken, betastet seinen Rücken, sagt „nee, zu dünn“, lässt es wieder laufen. Er angelt ein anderes heraus, Sven übernimmt, ziehen, heben, Tür zu. Nummer zwei. Nummer drei. Nummer vier. Die Mutterschafe drängen sich um den Anhänger, blöken. Mal plärrend wie ein Säugling, mal zittrig wie eine alte Frau. Nummer acht. Nummer neun. Neun Lämmer hat der Kunde bestellt. Sven steigt in den Hänger. Mit einer Zange knipst er ihnen Plastikmarken mit der Betriebsnummer ins Ohr. Sven sagt: „Man darf nicht so viel darüber nachdenken, dass die wegkommen. Das macht alles nur noch schlimmer.“

Steffen liefert die Tiere noch am Abend beim Schlachter ab. Hundertzwanzig Euro bekommt er für ein fünfzig Kilo schweres Bio-Lamm. Inzwischen ist Sven unterwegs nach Arnach. Seine Zeit auf der Sommerweide ist für dieses Jahr zu Ende. *So, das war vorerst mein letzter Tag bei den Schafen hier. Für mich geht's zur Lammzeit. Einen schönen Sonntag euch,* twittert er. Die nächsten zwei Monate wird er rund 240 Lämmern auf die Welt helfen.

Draußen ist es längst dunkel, es schüttet, die Scheibenwischer flitzen über die Windschutzscheibe. Sven steuert den Wagen Richtung Allgäu. Das Thema Schlachten lässt ihn nicht los. „Ich kann wenigstens dafür sorgen, dass sie ein super Leben hatten“, sagt er plötzlich. Er isst Fleisch, gerne Lammfleisch, am Liebsten das eigene. „Aber jetzt freue ich mich erst mal auf die Lämmer.“ Vier wurden schon geboren. Frühchen. *Oh oh oh, ES GEHT LOS! Eigentlich viel zu früh. Hoffentlich geht alles gut :’-(* – hat Sven getwittert. Eines ist gleich nach der Geburt gestorben.

Um elf Uhr abends erreicht er Arnach. Im Stall duftet es nach frischem Heu. Er knipst das Licht an. „Määäh.“ Ein drei Tage altes Lämmchen liegt in der Ecke, mickrig, hager. Der Hals scheint zu dünn für den schweren Kopf, die Haut schlägt Falten, am Körper stechen Rippen und Wirbel heraus. Sven nimmt es auf den Arm, misst Fieber. Erhöhte Temperatur. Danach geht er schlafen, in seinen Bauwagen.

Hier bei Arnach, einem 1 400-Einwohner-Städtchen, haben Sven und Steffen die Schäferkommune „die Arnacher“



Die Schäfer-Kommune bei Arnach in Oberschwaben ist Svens festes Zuhause. Sein Lieblingsplatz ist ein alter Ledersessel vor dem Kompostklo

SCHRITTE:

126135



Veronika Wulf und Carina Schmitt lasen zum ersten Mal von Sven de Vries – natürlich – auf Twitter. Als sie ihn anriefen, blökte es im Hintergrund so laut, dass sie kaum ein Wort verstanden, außer: „Bebi, lauf!“ und: „Mädels, geht mal aus dem Weg!“ Der Schäfer überquerte gerade eine Bundesstraße. Dann schrieb er eine SMS: *Bin in Ehingen an der Donau. Nehmt euch ein Zelt mit :) tel später.* Die letzten vier Recherchetage auf dem Hof schliefen sie trotzdem lieber im Stall

gegründet, zu der noch Steffens Freundin Isa und der Lehrling Philipp gehören.

Die Kommune ist dabei, die Herde des Finkhofs zu übernehmen, eine Schäfererei-Genossenschaft mit Versand für Wollprodukte. In den 70er-Jahren war der alternative Hof bundesweit in den Schlagzeilen: eine Kommune, mitten im konservativen Schwabenland! Bauern sammelten Unterschriften, damit die „Kommunisten“ nicht durch ihr Land ziehen würden. Wenige Jahre zuvor hatte sich die legendäre Kommune I in Westberlin um die linken Spontis Rainer Langhans und Uschi Obermaier aufgelöst. Auf der Schwäbischen Alb wird Sven bis heute manchmal gefragt, ob die Leute vom Finkhof denn alle in einem Bett schlafen.

Am Rande von Arnach stehen fünf Bauwagen im Halbkreis auf der Wiese neben dem Schafstall. Ein Küchencorntainer, Sofas, ein verwitterter Schaukelstuhl, eine Rutsche, Brennholz, eine Wäscheleine und ein Gärtchen, in dem Kürbisse, Sonnenblumen und Auberginen wachsen. In der Mitte des Halbkreises steht eine Solardusche – ohne Vorhang. In einem Holzhäuschen verbirgt sich das Kompostklo, mit kleiner Veranda davor, ein gemusterter Teppich als Sichtschutz, Bücher über vegetarische Küche und Biogärten neben der Holzklobrille.

Der rote Bauwagen gehört Sven. Zweitausend Euro hat er gekostet. Im Eingang hängt ein Vorhang aus bunter Filz-Wolle, drinnen ist es karg eingerichtet: ein großes Bett, davor ein Hunde-

korb, an der Wand Fotos von Hunden, Schafen und Freunden, eine Aktzeichnung von Sven, auf dem Bücherbrett Lehrbücher und ein Roman: „Der letzte Schäfer“.

Als Sven am nächsten Morgen in den Stall kommt, ist das Lämmchen tot. Kot und Stroh auf seinem weißen Fell, das Maul geöffnet, als sauge es an einer unsichtbaren Zitze. Er kniet sich auf den Stallboden, zückt sein Taschenmesser, schneidet die Vorderläufe und den Kopf ab. Jetzt häutet er das Tierchen und streift das Fell einem Zwillingsschlamm über. Erst an den Hinterbeinen, dann an den Vorderbeinen, über den Kopf – wie einen Overall.

„Du bekommst eine neue Mami“, sagt er. „Die hat Milch! Jetzt musst du nicht mehr teilen.“ Das getarnte Lämmchen schaut verdutzt. Es hat jetzt zwei Schwänzchen. Sven greift nach dem abgetrennten Kopf und reibt das Blut über Hals, Stirn und Schnauze des Lamms. Er wäscht sich die Hände, kramt sein Handy hervor. *Da die Mutti von den ersten Zwillingen etwas wenig Milch hat und Mutti 2 nun kein Lamm mehr, versuche ich ihr eines unterzumogeln.*

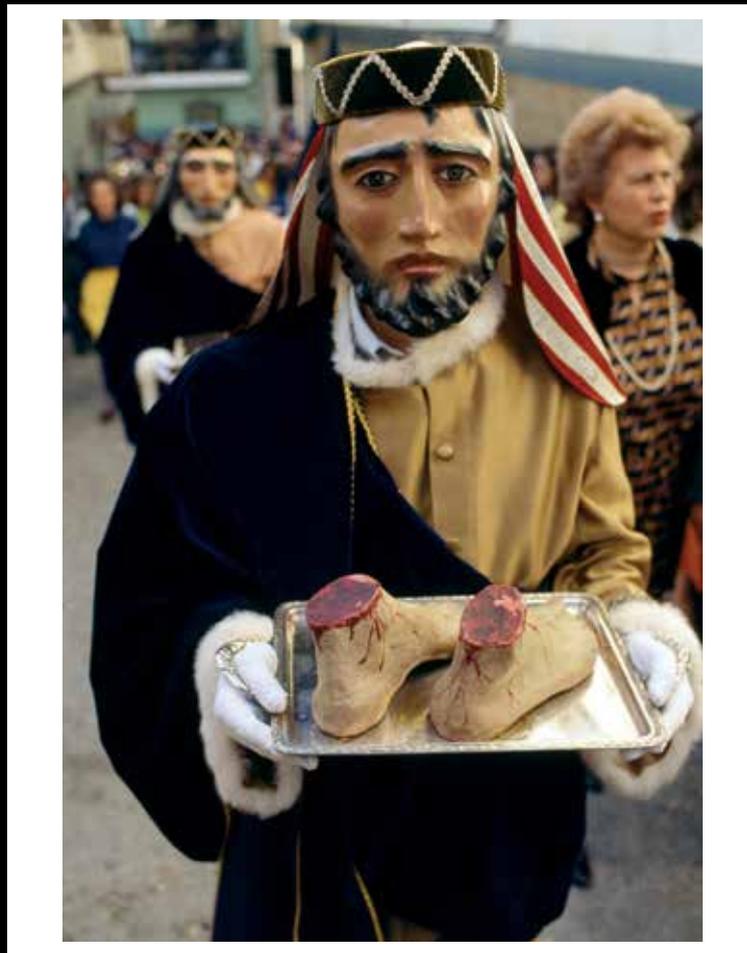
„Sooo, jetzt heißt es Glück haben.“ Er setzt das Schaf im Schafspelz neben die Mutter des Toten. „Oh Mutti, da ist es ja wieder!“ Wenn sie es ein Mal annimmt, dann behält sie es. Er sagt: „Sieht das niedlich aus. So hübsch. So hübsch“, als würde er sich selbst ermutigen. Das Schaf blökt, das blutige, rosa Lämmchen wirkt orientierungslos. Der Kadaver, winzig, nackt, liegt auf dem kalten Stallboden.

Das Fell wird in den nächsten Tagen auf dem Lämmchen verwesen, das Mutterschaf wird sich erst an den Gammelgeruch gewöhnen, dann langsam an den Eigengeruch des Lamms. Wenn alles gut geht.

Zurück aus dem Stall, braucht Sven erst einmal seinen morgendlichen Kaffee. Mit der Tasse setzt er sich auf den Ledersessel vor dem Kompostklo. Sein Lieblingsplatz. Steffens Freundin Isa, hochschwanger, wartet auf ihre Hebamme und isst eine Schale Müsli. Aus einem offenen Bauwagen wummert „Ding“ von Seeed, Lehrling Philipp sitzt oben ohne auf der selbstgebauten Terrasse und singt mit. Ein Praktikant wendet Pfannkuchen in der Luft. Eine Praktikantin liest ein Buch. Sven blinzelt in die Sonne, raucht. „Wenn ich Bock auf Gesellschaft habe, dann brauche ich bloß die Tür aufzumachen und es sind Leute da“, sagt er.

Als er in den Stall kommt, steht das Lämmchen mit dem zweiten Fell unter der neuen Mutter. Mit der Schnauze stupst es gegen ihr Euter. Und trinkt.

7



Bei uns gibt es bunte Eier und Schokohasen, in Spanien ist Ostern eine todernste Sache. Während der Karwoche ziehen Zehntausende in langen Kutten und spitzen, weißen Kapuzen hinter tonnenschweren Podesten mit Heiligenfiguren von ihrer Pfarrkirche zur Kathedrale. Dabei gedenken sie auch Heiligen und Märtyrern, die wegen ihres Glaubens verfolgt wurden. Wie hier im andalusischen Puente Genil

„Die Liebe trägt die Seele, wie die Füße den Leib tragen“

KATHARINA VON SIENA

TEXT: SAMANTA SIEGFRIED
FOTOS: CHINA HOPSON

LAUFEN LERNEN

Arrestzelle in der
Vollzugsanstalt
St. Johansen:
Die pinke Farbe soll
beruhigen – sie
erinnert an den
Mutterleib, sagen
Psychologen

Pädophile gelten als Abschaum der Gesellschaft. Christoph Baumer ist einer von ihnen. Nach neun Jahren im Gefängnis hat er gelernt, mit seiner Störung umzugehen. Irgendwann soll er entlassen werden. Ueli Zingg, ein Sozialpädagoge, hilft ihm dabei, den Weg zurück in die Gesellschaft zu finden

A close-up portrait of a middle-aged man with short, graying hair and a goatee. He is wearing black-rimmed glasses and a dark polo shirt. He is looking slightly to the left of the frame with a gentle smile. The lighting is dramatic, with strong highlights on his face and hair, and deep shadows on the left side. The background is a soft, out-of-focus mix of red and grey tones.

Ueli Zingg baut über Jahre eine Beziehung zu den Häftlingen auf. Doch seine Arbeit sieht er ganz nüchtern: „Ich werde vom Staat für die öffentliche Sicherheit bezahlt“

A

An einem Mittwoch im August beginnt für Christoph Baumer ein neues Leben. Er streift sich ein rot kariertes Hemd über, knöpft es bis oben zu, bürstet die braunen, dünnen Haare nach hinten, blickt in den Spiegel, was er sonst selten tut, und verlässt sein Zimmer, Nummer 147. Ein Stockwerk tiefer holt er im Büro sein Handy, das er nur draussen benutzen darf und meldet sich beim Sicherheitsdienst ab. Nach neun Stunden muss er wieder zurück sein im „Maßnahmenzentrum St. Johannsen“, Kanton Bern.

Baumer läuft durch das offene Tor in Richtung Bahnhof. Es ist acht Uhr, das morgendliche Licht verspricht einen schönen Tag.

Nach zwei Stunden Zugfahrt steht er in einer Bahnhofsunterführung und wartet. Nervös blickt er sich um. Als ein Mann auf ihn zukommt, ist er erleichtert. Der Mann ist Ueli Zingg. Schmächliche Statur, blau kariertes Hemd. In seinem linken Ohr glänzt ein goldener Stecker in Form einer Kuh. „Da sind Sie ja schon“, sagt Zingg zu Baumer. Tiefe, etwas rauchige Stimme. Breiter Berner Dialekt. Ein Händedruck, kurz darauf durchqueren sie die Bahnhofshalle, schnell und zielstrebig. Vorbei an Kaffee-Theken, Schweizer Schokolade und Leuchtreklamen. Vorbei am normalen Leben, das nicht zu Baumer passt. An einer Bushaltestelle bleiben sie stehen.

„Aufgeregt?“ fragt Zingg.

„Sehr“, antwortet Baumer. „Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen.“

„Das wird schon“, sagt Zingg.

Ueli Zingg, 50 Jahre alt, ist Sozialpädagoge. Christoph Baumer, 45 Jahre alt, ein Straftäter. Delikt: Kindesmissbrauch. Kategorie: Pädophilie. Heute wird er sich in einer neuen Vollzugsanstalt vorstellen, seiner letzten Station vor der Freiheit. Lange Zeit war er eine Gefahr für die Gesellschaft. Bald muss er sich vor der Gesellschaft schützen. Deshalb heißt Christoph Baumer in Wirklichkeit anders. Auch andere Details sind verfremdet. Baumer sitzt seit neun Jahren im Gefängnis, sechs davon im St. Johannsen.

Die Einrichtung liegt eingebettet zwischen Hügellandschaften und dem Bielersee, unweit des Städtchens Le Landeron, wo die Kantone Bern und Neuenburg aufeinander stoßen. Vor den Toren fließt der türkise Zihlkanal vorbei. Wer durch die Einfahrt fährt, sieht Kühe weiden. Es riecht nach Heu und Gülle. Ställe tauchen auf, ein Misthaufen, die Rinderzucht. Schwalben zwitschern, Wasser plätschert in Brunnen. Nur die Kameras auf den Mauern erinnern an ein Gefängnis. Im „Hannsen“, wie es Mitarbeiter und Insassen nennen, sollen Straftäter nicht abgeschottet, sondern integriert werden. Nicht bestraft, sondern therapiert. Wichtig ist nicht, was einer verbrochen hat, sondern warum. Häftlinge heißen Eingewiesene, Zellen sind Zimmer, die Mauern niedrig, das Tor ist tagsüber offen. Jeder kann jederzeit herein spazieren – oder hinaus.

Unter den achtzig Bewohnern gibt es Dealer, Brandstifter, Vergewaltiger und Mörder. Viele haben davor Jahre in einer geschlossenen Anstalt gesessen. Die meisten wurden zu einer therapeutischen Maßnahme nach Artikel 59 des schweizerischen Strafrechtsgesetzbuches verurteilt: Die Tat stand in Zusammenhang mit einer psychischen Störung. Ins „Hannsen“ kommen nur jene, die von Experten als nicht mehr gemeingefährlich eingestuft werden. Doch die Bevölkerung ist skeptisch. Von „Skandalknast“ und „Kuscheljustiz“ schreibt die Boulevardpresse. Kritiker halten Therapien für hinausgeworfenes Geld und verlangen härteres Durchgreifen. Nationalrätin Nathalie Rickli von der Schweizerischen Volkspartei (SVP), Wortführerin gegen den offenen Vollzug, kritisiert den fehlenden Strafcharakter. „Wenn auf der einen Seite die Sicherheit der Bevölkerung steht und auf der anderen das Wohl des Täters, dann bin ich ganz klar für ersteres.“



Christoph Baumer hat Jahre benötigt, ehe er reflektiert über seine Veranlagung sprechen konnte. Er glaubt, dass er bald reif für die Freiheit ist



„Hier wird jeder kreativ“, sagt Christoph Baumer. Stolz zeigt ein Häftling einen selbst genähten Eisbär

Das „Maßnahmenzentrum St. Johannsen“ war früher ein Kloster, später eine Arbeitsanstalt für „Trinker, Arbeitsscheue und Liederliche“. Heute werden hier psychisch kranke Täter therapiert. Wie ein Gefängnis sieht es noch immer nicht aus



Für den Direktor von St. Johannsen, Manfred Stuber, geht das eine nicht ohne das andere: Sicherheit erreiche man nicht durch härtere Strafen, sondern durch Integration. „Je höher die Mauer zwischen Gefangenschaft und Freiheit, desto größer die Rückfallquote.“ Stuber schätzt sie auf fünf bis zehn Prozent. In vielen geschlossenen Einrichtungen liegt sie bei fünfzig Prozent.

Pro Jahr fliehen durchschnittlich vier Häftlinge aus St. Johannsen. Die meisten kommen wieder zurück. Andere nicht. Diese Zahl sei gering, sagt Stuber. Jeder ist einer zuviel, findet die Bevölkerung. Schwerverbrecher gehören weggesperrt, am besten, für immer. Doch oberstes Ziel des Strafvollzugs ist es, den Gefangenen ein Leben ohne Straftaten zu ermöglichen. 97 Prozent werden früher oder später wieder in die Freiheit entlassen. Ein moderner Rechtsstaat ist gezwungen, den Bürgern ein Restrisiko zuzumuten. Daran, dieses Risiko einzugrenzen, arbeiten Menschen wie Ueli Zingg. Braunes, kurzes Haar, der gestutzte Bart grau gesprenkelt. Seine wasserblauen Augen sind von Lachfalten umzingelt.

An einer ruhigen Straße, irgendwo am Rande einer Schweizer Stadt, steigt er an diesem Mittwochvormittag mit Christoph Baumer aus einem Bus. Vor ihnen erstrecken sich Felder und Wiesen. Sie biegen in einen Kiesweg ein, der über einen Hügel führt. Baumer strahlt. „Mein neuer Heimweg.“ Manchmal bleibt er stehen und fotografiert. Die bewaldeten Hügel, die Sicht über die Dächer der Stadt. Sie gehen langsam, fast vorsichtig. Baumer will sich alles einprägen, damit er sich darauf freuen kann. „Hier würde ich gerne wohnen“, sagt er,

mehr zu sich selbst. Zu beiden Seiten des Weges weiden Pferde und Kühe, in der Ferne kräht ein Hahn. „Hier sind nur die Tiere eingesperrt“, sagt Zingg.

Die beiden Männer vereint eine gemeinsame Aufgabe. Der eine versucht, ein besserer Mensch zu werden, der andere, ihn wieder in die Gesellschaft einzugliedern. Seit drei Jahren arbeiten sie gemeinsam daran.

Zingg ist von Haus aus Schreiner. Er mag es, seine Hände zu benutzen und zu sehen wie aus einem Stück Holz ein Schrank wird. Doch ihm fehlte der Mensch. Er machte die Ausbildung zum Sozialpädagogen und begleitete schließlich elf Jahre psychisch kranke Menschen bei ihrer Arbeit. Seit vier Jahren kümmert er sich um Straftäter.

„Manchmal sage ich noch immer, dass ich Schreiner bin“, sagt Zingg. Ihn nerven die Fragen, der Zwang, sich rechtfertigen zu müssen, warum er mit solchen „Grüseln“ arbeite. Grüseln sind Schweinehunde – so nennen viele Bürger Leute wie Baumer.

„Hier ist es“, sagt Zingg. Vor einem Haus bleibt er stehen. Die Vollzugsanstalt, die neue Heimat von Baumer. „Ohne Gitter vor den Fenstern“, freut sich Baumer. Es ist zehn Uhr vierzig, zwanzig Minuten zu früh. Sie setzen sich auf eine Bank in die Sonne. Heißer Augusttag. Der Duft von Silofutter hängt in der Luft.

Wenige Wochen vorher steht Baumer in seinem Zimmer im „Hannsen“. Ein massiger Körper in einer Vierzehn-Quadratmeter-Welt. Bett, Schreibtisch, Schrank, Klo. Es befindet sich in der Abteilung E, eines der vier Wohnhäuser für die Insassen. Grauer, rechteckiger Bau, zweistöckig. Im Gang riecht es nach kaltem Rauch. An der Wand hängen Aschenbecher, so groß wie

Abendstimmung am Bielersee: Baden ist für die Häftlinge nur rechts vom Damm erlaubt. Auf der linken Uferseite ist Sperrgebiet, da liegt ein Campingplatz



Auflaufformen. Baumer raucht nicht mehr. Er trägt Schlabbhosen zu schwarzen Sandalen. Wie er hinter Gitter aussieht, kümmert ihn nicht. In seinem Zimmer ist es dunkel, etwas muffig. An den Gitterstäben seines Fensters lässt er Pflanzen empor klettern.

In den vergangenen Jahren hat Baumer oft über seine pädophile Veranlagung gesprochen. Aber seine Worte blieben innerhalb der Mauern. Heute will er versuchen, sie nach außen zu tragen. Weil er bald selbst nach draußen kommt. Wenn er das Gefühl hat, man habe ihn nicht verstanden, skizziert er seine Gedanken auf ein Blatt Papier. „Nichts schönreden, nichts rechtfertigen“, betont er. Sondern erklären.

Baumer war 26 Jahre alt, als er zum ersten Mal seine pädophile Neigung bemerkte. „Das ist relativ spät“, sagt er, als handle es sich um den Stimmbruch.

Wiederholt verging er sich an einem Mädchen, das noch ein Kind war. Er erzählt von den Schuldgefühlen, die ihn heimsuchten. Von dem Selbstekel, der ihn fast erstickte. Und von dem Selbstbetrug, dass sie es auch will. „Ich war auf einmal ein pädophiles Arschloch.“

„Wenn du pädophil bist, hast du folgendes Problem“, sagt er, während er die Buchstaben „PÄD“ auf ein Blatt Papier schreibt und umkreist. „Du lernst in der Therapie, was du tun musst, um nicht dorthin zu gelangen, wo du nicht hin sollst. Das Problem: Ich wollte dahin.“ Baumer musste sich selbst dazu bringen, etwas nicht zu wollen, was er wollte. Ein Bedürfnis zu leugnen, ja zu zähmen, das so stark in ihm veranlagt war.

Nur wie?

„Ich kann hier niemanden zu etwas zwingen“, sagt Ueli Zingg. Er könne nur Möglichkeiten aufzeigen. „Irgendwann

muss jeder selbst an den Punkt kommen, etwas verändern zu wollen.“

Bei Baumer dauerte das viele Jahre. Er sträubte sich gegen die Therapie, gegen seinen damaligen Betreuer. Die Opfer brauchen Therapie. Nicht er, der Täter, fand Baumer. Damals.

Pädophilie ist nicht heilbar. Diese Tatsache akzeptieren viele Betroffene nicht oder sehr spät. „Die Tat war den Umständen geschuldet, es kommt nicht wieder vor.“ Diesen Satz kennen Therapeuten gut. Sie sagen: Erst wenn der Täter die Störung als solche annimmt, hat er eine Chance, sie in den Griff zu bekommen.

Schließlich kam auch bei Baumer dieser Tag. „Ich bin das, was man den gesellschaftlichen Abschaum nennt“, sagt er. Zum ersten Mal in diesem Gespräch, senkt er den Blick. „So wie ich bin, kann ich mir nicht vertrauen. So wie ich bin, wird es weitere Opfer geben.“ Diese Erkenntnis war sein Wendepunkt. Er begann, sich der Therapie zu öffnen, wagte sich dorthin, wo es weh tat. Bis er schließlich vor der Frage stand:

„Was muss ich tun, damit die Gesellschaft vor mir sicher ist?“

Er entschied sich für die chemische Kastration.

Für seine sexuelle Neigung ist man nicht verantwortlich. Aber für den Umgang damit. Das hat Baumer in der Therapie gelernt. Er lehnt sich in seinem Sessel zurück. „Ein Stressless-Sessel, von meinem Gefängnislohn gekauft“, sagt er und klopft auf die Lehne. Sein Zimmer gleicht einer Fabelwelt, vieles hat er selbst gestaltet. Die Acryl-Bilder mit Schlangenformen oder Narrengestalten, die schwarzen Vorhänge mit Drachenköpfen, die Figuren aus Pappe: eine Frau, die mit Pfeil und Bogen schießt, der Kopf eines Luzifers, ein Skorpion.

Den Ring an seinem Finger hat er in der Metallwerkstatt geschmiedet. Innen hat er das Datum seiner Kastration eingraviert. Außen steht in einer eigens entwickelten Geheimschrift geschrieben: Nach der Metamorphose frei zu fliegen.

„Nach und nach fiel der ganze Druck weg“, erzählt Baumer. „Der Trieb, der immer geklopft hat ...“, er klopft drei Mal auf den Schreibtisch, „... verstummte.“ Sein Wundermittel heißt Zoladex. Es hindert den Körper daran, Testosteron zu produzieren. Die Neigung bleibt. Da will er niemandem etwas vormachen. Aber der Umgang mit ihr ist anders. Sieht er ein Mädchen, dreht er sich weg und schenkt der Begegnung keinerlei Beachtung. Früher, da habe er das Bild aufgesogen und ausgemalt. Seit die Erregung ausbleibe, könne er seine Gedanken kontrollieren und beruhigen. „Ich habe wieder das Steuer in der Hand“, sagt er.

„Die Zimmer der Häftlinge sind auch Abbild davon, wie es in ihrer Seele aussieht“, sagt Ueli Zingg.

In der Seele von Christoph Baumer sah es sehr lange sehr düster aus. Die Mutter Alkoholikerin, tablettensüchtig, schizophren. Baumer verwahrloste und landete in der Kinderpsychiatrie. Sein Stiefvater nahm ihn zu sich. Seine Zuneigung war das einzige, was er bekam. Aber sie war falsch. „Ich kannte keine anderen Menschen. Nur seine Nähe und seine Spielereien mit meinem Glied.“ Baumer, kleiner Bub, hungrig nach Nähe, nahm, was er bekam. Mit vierzehn Jahren prostituierte er sich auf dem Schwulenstrich.

Ueli Zingg kennt viele solcher Geschichten. Er sitzt ein Stockwerk tiefer in seinem Büro der Abteilung E. An den Wänden kleben Postkarten von Sonnenuntergängen und Palmenstränden. Zingg hat selbst zwei Kinder. Eine Tochter, zehn Jahre, ein Junge, dreizehn Jahre. Beide „wunderhübsch“. Er weiß, dass auch sie Opfer werden könnten. Über Pädophilie spricht er mit ihnen trotzdem nicht. „Ich will keine Ängste schüren“, sagt Zingg. Vielleicht verdränge er auch ein wenig, fügt er hinzu.

Er sieht sich selbst weder als Gutmenschen noch als Weltverbesserer, sondern ganz nüchtern als Vollzugsbeamten. „Ich arbeite für den Staat und der zahlt mir meinen Lohn dafür, dass ich für die öffentliche Sicherheit arbeite.“ Fragt man ihn, was er an seinem Job mag, sagt er: „Dass ich es gut kann.“

Als Leiter der Abteilung E teilt er mit achtzehn Straftätern den Alltag. Am Morgen schließt er die Tür auf, am Abend schließt er sie ab. Sie essen, rauchen, reden. Nähe aufbauen ist wichtig, Distanz halten auch. Häftlinge und Betreuer siezen sich. Er kennt ihre Biografien, ihr soziales Umfeld. In Einzelgesprächen formuliert er mit ihnen Ziele für ein straffreies Leben und die Schritte, die dorthin führen. Offenheit ist ihm wichtig, Konfrontation auch. „Streiten kann helfen“, sagt Zingg. Regelmäßig tauscht er sich mit den zwei anderen Bezugspersonen der Insassen aus: der Therapeutin und der Arbeitsbetreuerin. Die Täter sollen auf allen Ebenen erfasst werden: auf der Arbeit, im Alltag, in ihrem Innern.

Schließlich probiert Ueli Zingg mit ihnen aus, was sie in der Theorie gelernt haben. Sie gehen spazieren, Fahrrad fahren, besuchen Museen, Konzerte oder die Familien. Übungsfelder für die Freiheit. Nicht zum Spaß, sondern zur Sicherheit. „Drinnen brav sein ist nicht schwierig“, sagt Zingg. „Hier wollen wir ausprobieren, ob sich die Täter auch draußen bewähren.“

Was wie eine Spielwiese klingt, ist für die Insassen ein langer Kampf. Auf ihrem Weg in die Freiheit durchschreiten sie ein sogenanntes Stufenmodell. Die meisten Neuankömmlinge verbringen das erste halbe Jahr in der geschlossenen Beobachtungsstation. Die Türen sind abgeriegelt, die Freigänge hinter



Schichtwechsel in der Anstalt. Ueli Zingg übernimmt die Abendschicht und informiert sich über den Verlauf der letzten Stunden



„Anstaltsgelände – Betreten verboten.“ Die Schilder sollen ahnungslose Spaziergänger davon abhalten, plötzlich im Gefängnis zu stehen



Vor ein paar Jahren reagierte die Anstalt auf die öffentliche Kritik: höhere Zäune, mehr Kameras und vergitterte Fenster. Christoph Baumer machte das Beste draus und lässt Pflanzen empor klettern



Spazieren gehen als Therapie. Übungsfeld für die Freiheit. Ueli Zingg darf mit höchstens sechs Insassen gleichzeitig hinaus

Gittern. Bewähren sich die Neuen, kommen sie in den offenen Vollzug. Dort beginnt der Weg bei Stufe A mit kurzen, begleiteten Ausgängen und geht bis zu Stufe C, in der die Insassen auch über Nacht wegbleiben können. Es folgt draußen arbeiten und wohnen. Wann ein Straftäter die nächsthöhere Stufe erreicht, hängt von seinen Fortschritten ab. Das kann ein halbes Jahr, das können fünf Jahre sein. Behandlungserfolge kann niemand voraussagen, deswegen gibt es kein Entlassungsdatum. Zwar darf eine therapeutische Maßnahme für höchstens fünf Jahre verordnet werden, kann aber um fünf Jahre verlängert werden, wenn die Gefahr weiterer Straftaten besteht. Und dann nochmals um fünf Jahre. Man spricht deshalb auch von der „kleinen Verwahrung“.

Für viele Insassen ist diese Ungewissheit wie Folter. Sie verfluchen das Urteil nach Artikel 59. Auch Baumer klagte bis vor das Bundesgericht. Doch er hatte keine Chance: Pädophilie ist eine schwere psychische Störung. Heute ist er froh darüber. Fast vier Jahre verharnte er in Stufe A. Ungewöhnlich lange. Seit ein- einhalb Jahren ist er in Stufe B, einmal die Woche spielt er in einem Schachverein. Unbegleitet. „Man muss sich gut kennen, um an sich arbeiten zu können“, weiß Baumer heute. „Ich habe eine sehr wertvolle Zeit im ‚Hannsen‘ verbracht.“

An diesem Mittwochnachmittag laufen Christoph Baumer und Ueli Zingg den Kiesweg zurück. Wolkenloser Himmel, Sonnenschein. Es ist 14 Uhr. Ueli Zingg ist zufrieden. Das Vorstellungsgespräch in der Vollzugsanstalt lief so, wie er sich das vorgestellt hatte. Einer baldigen Aufnahme steht nichts mehr im Wege. „Das kommt gut“, sagt er und steckt sich eine Zigarette an. Baumer ist nicht so ruhig.

„Es fühlt sich an wie eine Kneipp-Kur“, sagt er an der Bushaltestelle.

„Eine Kneipp-Kur? Das ist doch viel zu entspannt!“ antwortet Zingg.

„Ist das nicht so heiß-kalt?“

„Doch, aber zu entspannt. Eher wie barfuß über spitze Steine gehen.“

„Das meine ich ja.“

An diesem Tag endet für Christoph Baumer die Zeit der Bevormundung. Viele Jahre musste er sich keine Gedanken über seine Zukunft zu machen. Pläne? Wünsche? Visionen? Gab es keine. Baumer hat nur in der Vergangenheit gewühlt. Jetzt kommt er in die Vollzugsstufe C – und muss Arbeit finden. Nicht mehr im geschützten Rahmen, sondern draußen. Er könnte dafür im St. Johannsen bleiben, aber er wollte einen Ortswechsel. Er will in jene Stadt zurückkehren, in der er vor der Gefangenschaft gelebt hat. Er hatte sich gefreut. Jetzt hat er Angst.

In Ueli Zinggs Stimme liegt nichts Bedrohliches, nichts Warnendes, sondern etwas Vertrauensvolles, wenn er sagt: „Baumer kann stolz auf sich sein, auch wenn ihm das draußen keiner sagen wird.“ Er habe selten jemanden erlebt, der sich so radikal verändern wollte und alles in seiner Macht stehende dafür tat. „Baumer wird immer ein schräger Typ bleiben“, sagt Zingg. „Aber das darf so sein. Unser Job im ‚Hannsen‘ ist es, dafür zu sorgen, dass er nicht mehr straffällig wird.“ Zingg ist sicher, dass sie dieses Ziel gemeinsam erreicht haben.

Vor der Bahnhofshalle bleiben Christoph Baumer und Ueli Zingg stehen: Zingg will nach Hause, seine Arbeit ist für heute beendet. „Wenn wir das nächste Mal hierher kommen, dann mit dem Umzugswagen“, sagt er zum Abschied. Er freut sich darauf. Jeder Abschied ist ein Erfolg seiner Arbeit. „Irgendwann werden wir einander die Hand drücken und ein gutes Leben wünschen.“

Wie wird sich Baumer draußen verhalten? „Sobald ich jemandem vertraue, erzähle ich mein Delikt.“ Denn eines hat er in all den Jahren gelernt: „Veränderung kostet etwas.“ Freundschaften, Beziehungen, den Trieb.

Gewonnen hat er dafür Selbstvertrauen und die Kraft, Nein zu sagen. „Damit ich nicht wieder zerstöre, was ich mir mühsam aufgebaut habe.“ Einen Traumjob hat Baumer nicht. Hauptsache, er findet etwas. Im Baumarkt, in einem Büro oder als Ausgrabungshelfer. „Sicher nichts mit Kindern“, fügt er hinzu, und es klingt wie ein schlechter Witz.

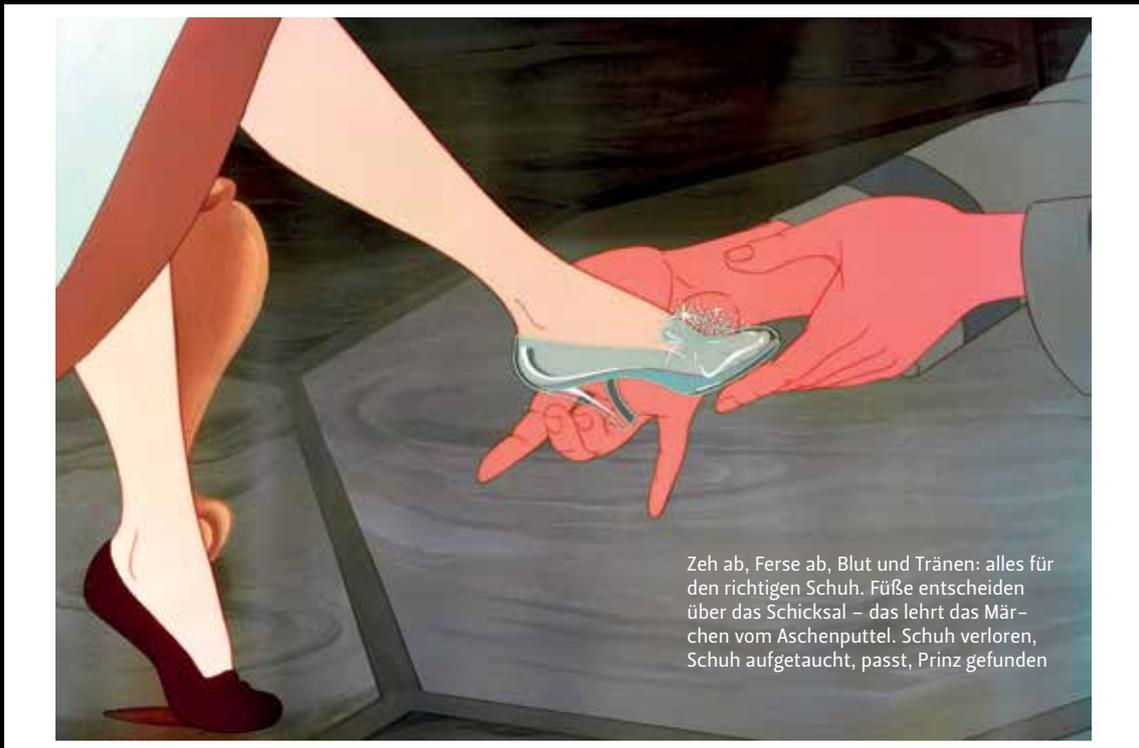
SCHRITTE:

43 693



„Habt ihr Angst?“, fragte der Gefängnisdirektor China Hopson und Samanta Siegfried bei ihrer Ankunft. Dann trafen sie auf höfliche und zuvorkommende Männer: Ein Brandstifter schenkte ihnen Butterzopf, ein Exhibitionist spendierte Chips und Cola, am Abend spielten sie mit Sexualstraftäter Jenga in der „Bar“. Am Ende blieb nur die Verwirrung: Darf man Täter mögen? Mit einem Vergewaltiger lachen?

8



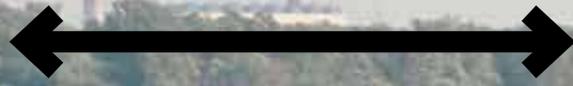
Zeh ab, Ferse ab, Blut und Tränen: alles für den richtigen Schuh. Füße entscheiden über das Schicksal – das lehrt das Märchen vom Aschenputtel. Schuh verloren, Schuh aufgetaucht, passt, Prinz gefunden

**„Hau die Zehe ab:
Wenn du Königin bist, so brauchst du
nicht mehr zu Fuß zu gehen“**

BRÜDER GRIMM, Aschenputtel

LINKS

OD



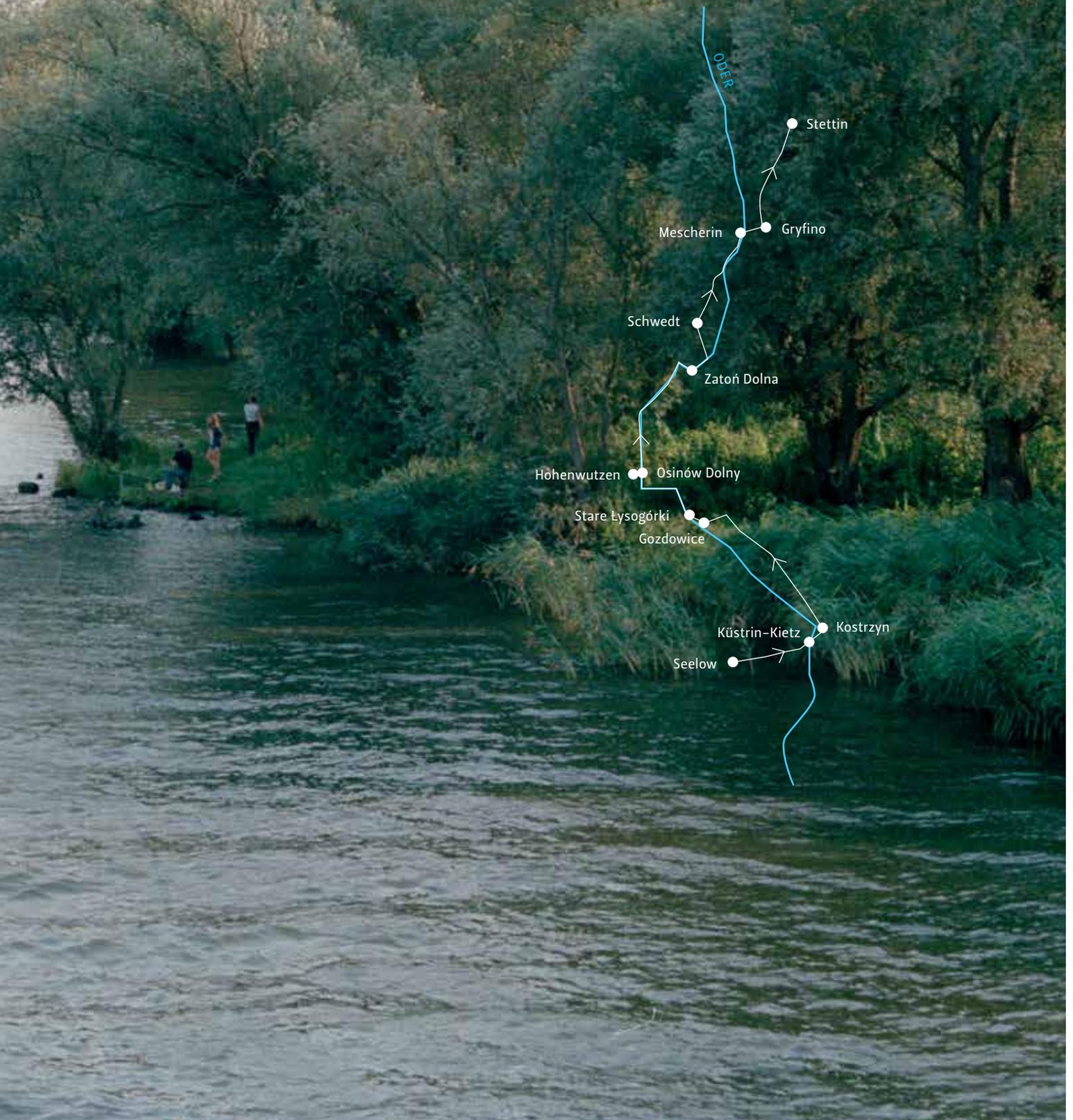
ER

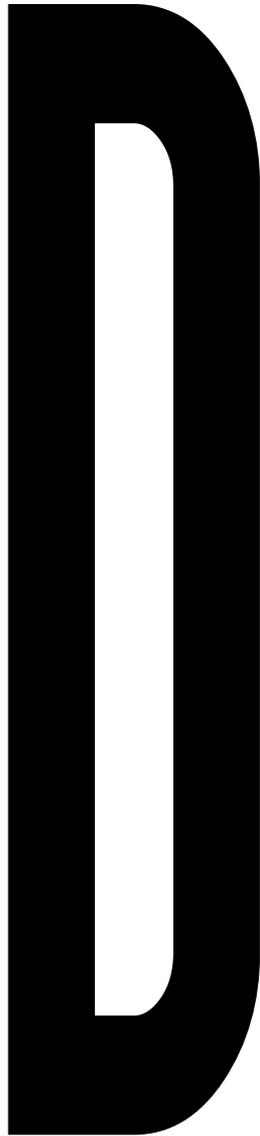
RECHTS

**Im Grenzgebiet zwischen Deutschland
und Polen bestimmen oft noch Argwohn
und Vorurteile das Bild vom Nachbarn.
Doch es gibt auch Brückenbauer**

**TEXT: ISABEL STETTIN
FOTOS: LUDWIG ANDER-DONATH**

Blick flussaufwärts von der
Grenzbrücke in Mescherin.
Im Hintergrund das
Kohlekraftwerk in Gryfino





Die Sonntagabendsonne taucht das gekräuselte Wasser der Oder in Pastellrosa. Am Ufer ein Schild: „Willkommen in Polen.“ Daneben lehnen drei junge Männer an ihrem Geländewagen, die Türen offen, rauchen schweigend. Vor ihnen schaukelt die *Bez Granic. Ohne Grenzen*. Die einzige Fähre, die den Grenzfluss überwindet, pendelt zwischen dem polnischen Gozdowice und dem deutschen Güstebieser Loose. Eine Entenfamilie treibt Richtung Brandenburg. „Ihr müsst bis übermorgen warten, wenn ihr nach drüben wollt.“ Die jungen Polen zeigen auf den Fahrplan. Die deutsch-polnische Verbindung hat montags Ruhetag. Wir gehen weiter in Fließrichtung der Oder, ein altes Kinderlied in den Ohren. *Sie konnten zusammen nicht kommen. Das Wasser war viel zu tief.*

Fast ein Vierteljahrhundert ist vergangen, seit der damalige Bundeskanzler Helmut Kohl und der polnische Premier Jan Bielecki den Vertrag über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit unterschrieben. Einen Tag nach meiner Geburt, am 17. Juni 1991, besiegelten sie mit ihrer Unterschrift, „die leidvollen Kapitel der Vergangenheit abzuschließen“. Mit dem Nachbarn im Osten verbindet mich nicht viel. Und doch ist er immer präsent. Jedes Mal, wenn ich meinen Nachnamen nenne: Stettin. Wie die polnische Grenzmetropole, die ich bislang nur auf Google Maps besucht habe und der ich mich nun nähern will. Früher galt die Hafenstadt als Berlins Tor zur Ostsee. Seit aus Stettin das polnische Szczecin wurde,

ist die Beziehung distanzierter. Die Zugfahrt dauert heute dreißig Minuten länger als vor dem Zweiten Weltkrieg. Dabei ist sie nur 120 Kilometer entfernt von Berlin, die nächstgelegene Großstadt. Meine Bekannten ziehen für einen Wochenend-trip dennoch Leipzig und Hamburg vor. „Stettin? Wo liegt das überhaupt?“

Ich will mir ein Bild machen von der Nachbarschaft in diesem „Niemandland“. Brandenburg ist mir mindestens so fremd wie Polens Westen. Tristesse und tiefste Provinz erwarte ich, an beiden Ufern entvölkerte Dörfer ohne Kneipe und Perspektive. Zusammen mit dem Fotografen Ludwig Ander-Donath bin ich unterwegs. Die Route: von Grenzübergang zu Grenzübergang, links und rechts der Oder, rund 200 Kilometer zu Fuß. Im Gepäck: Zelt, Reiseführer mit Polnisch-Wortschatz, Karten für Radtouristen. Wanderer verirren sich offenbar selten ins Grenzgebiet.

Bevor uns der Fluss leitet, geht es zurück in die Vergangenheit. Siebzig Kilometer östlich von Berlin und zwanzig Kilometer von der Grenze entfernt beginnt die Wanderung. An den Seelower Höhen hinterließ die Oderoffensive der Roten Armee auf Berlin einen verwüsteten Landstrich. Noch heute werden Leichen geborgen. In der letzten großen Schlacht des Zweiten Weltkriegs im April 1945 starben rund 50 000 russische, deutsche und polnische Soldaten. Heute bewässert ein Rasensprenger am sowjetischen Ehrenfriedhof die Gräber namenloser Opfer. Ein Rotarmist aus Bronze blickt in die Ferne.

Die Bundesstraße 1 von Seelow zur Oder zerschneidet die Landschaft wie mit dem Lineal gezogen. Haushohe Mähdröscherschieber schieben sich durch endlose Getreidefelder. Ein Rehbock verschwindet in der Gerste. „Freilaufender Bulle. Lebensgefahr“ steht am Pfosten einer tierlosen Weide. Hinter jedem zweiten Zaun klafft ein „Achtung, scharfer Hund“. Am Ortszugang von Küstrin-Kietz verstreuen sich Einfamilienhäuser in höflichem Abstand zueinander. Karl-Heinz Henschel wohnt im dritten Haus links, gegenüber dem Friedhof. Er ist 89, das silbergraue Haar nach hinten gekämmt, der Blick trotz leicht trüb gewordener Augen aufgeweckt.

Noch vor Kriegsbeginn zog Henschel mit seiner Familie von der östlichen auf die westliche Seite der Oder auf den Hof, wo er bis heute lebt. Das Haus seiner Kindheit steht in Polen. Als er 1946 aus englischer Kriegsgefangenschaft zurückkehrte, hieß sein Geburtsort Küstrin plötzlich Kostrzyn und war abgegrenzt vom deutsch gebliebenen Zipfel Küstrin-Kietz auf der anderen Seite des Flusses. Wie ein Möbelstück wurde Polen nach dem Zweiten Weltkrieg nach Westen verschoben, Städte von Frankfurt/Oder bis Guben, Görlitz und Küstrin zerschnitten. Oder und Neiße markierten die neue Grenzlinie.

„Die Polen haben unter uns Deutschen sehr gelitten, das dürfen wir nie vergessen.“ Henschel nimmt uns mit über die stählerne Brücke, vorbei an Wechselstube und Tankstelle. Er deutet aus dem Autofenster. „Direkt links hinter der Brücke stand früher meine Schule.“ Alle paar Wochen besucht der pensionierte Lehrer sein Geburtshaus in Polen. Jedes Mal bringt er dem Ehepaar, das heute darin lebt, Pralinen und Wein mit. Es ist seine Art, Brücken zu bauen. Die polnische Sprache „mit all diesen Zischlauten“ hat er nie gelernt. Darum schweigt er bei seinen Besuchen, aus Angst vor Missverständnissen. „Was soll ich auch groß sagen? Ich hab als Junge in Ihrem Haus gelebt?“ Er erzählt von Leuten aus dem Westen, die nach der Wende Ansprüche auf Häuser und Grundstücke erhoben. „Die gingen auf den Hof und sagten: Den krieg ich wieder.“ Das Verhältnis hat sich entspannt. Vorbehalte bleiben. „Es gibt noch Deutsche, die jeden Polen wie ein Kind duzen, von den Polacken reden.“ Oder jene, die in Kostrzyn einkaufen, mit Euro bezahlen und erwarten, dass jeder Deutsch versteht.

Nach dem Schlammbad unter die Dusche: Unter dem Motto „Liebe, Freundschaft, Musik“ feiern Hunderttausende in der Grenzstadt Kostrzyn beim polnischen „Woodstock“



Henschel verabschiedet sich auf einem Parkplatz am Eingang zum polnischen Pompeji, versteckt hinter Büschen. 1945, kurz vor Kriegsende, wurde Küstrin zur Festung erklärt, um den Vormarsch der Roten Armee auf die Reichshauptstadt Berlin abzuwehren. Während schwerer Kämpfe wurde Küstrin nahezu komplett zerstört. Ein halbes Jahrhundert nach Kriegsende haben die Polen begonnen, die alten Bastionen freizulegen. Grundmauern, zerbrochene Fensterstürze, Stufen: eine verschüttete Ruinenstadt unter Gestrüpp. Im Touristenbüro, untergebracht im wiederaufgebauten, ziegelroten „Berliner Tor“, arbeitet Pawel. „Made in Germany“ steht auf seinem Rammstein-Shirt. Er ist 21 und will weg aus Polen. Viele seiner Freunde arbeiten und studieren bereits in England, andere in Norwegen. In perfektem Deutsch malt er seine Zukunft aus: Abitur machen, nach Deutschland ziehen, in einer Personalabteilung arbeiten. Wohin? Nicht so wichtig. Berlin wäre zu groß, Küstrin-Kietz zu klein. „Einmal war ich dort, um mich umzuschauen.“ Über die Grenzbrücke gezogen hat es ihn seitdem nicht mehr.

Nach Feierabend begleiten wir Pawel in die Stadt. Jugendliche wanden singend durch die Straßen. Es ist Wochenende und Kostrzyn im Rausch. Gut eine halbe Million Besucher sind an die deutsch-polnische Grenze gepilgert, zur „Haltestelle Woodstock“ – einem der beliebtesten Festivals Europas. Es ist die größte deutsch-polnische Jugendbegegnung, auch, weil es keinen Eintritt kostet und die Dose Bier umgerechnet nur

SCHRITTE:

332506



Sonnenverbrannt und mit Blasen an den Füßen erreichen Isabel Stettin und Ludwig Ander-Donath Stettin. Nach zehn Tagen zu Fuß genießen sie die erste Fahrt im Bus, ein Ticket haben sie gelöst. Offenbar das falsche, wie uns ein Kontrolleur auf Polnisch zu vermitteln versucht. 20 Euro Bußgeld

Viktor und Elisabeth müssen Abschied nehmen. Für zwei Monate trennen sie sich, weil sie in Deutschland arbeitet



einen Euro. Alkohol und Musik sprengen die Grenzen, zumindest an einem Wochenende im Jahr. Von drei Bühnen dröhnt Musik. Besucher suhlen sich im Schlamm. Katholische Missionare versuchen, die verlorenen Seelen Betrunkener zu retten. Hippie-Mädchen spenden „free hugs“. Rettungswagen und Löschzüge aus Berlin und Frankfurt fahren über das ehemalige Militärgelände, Sirenen heulen. „Immerhin ist das Krankenhaus nicht weit entfernt.“ Pawel grinst. „Für die Alkoholleichen.“ Dann taumelt er in die Menschenmenge.

Am nächsten Morgen ziehen wir am kilometerlangen Stau der Heimfahrer entlang. Die Party ist vorbei, die Stille der menschenleeren Dörfer ernüchternd. Ein Storchenpaar brütet auf dem Dach einer Kirche. Daneben hängen hinter Glas Fotos und Geburtsdaten der zuletzt gestorbenen Bewohner. In der brennenden Sonne sensen zwei polnische Bauern am Straßengraben Gras. „Warum habt ihr denn kein Fahrrad?“, fragen sie, treten mit den Händen unsichtbare Pedale, lachen über unsere großen Rucksäcke.

Stare Lysogórki ist ein Dorf wie viele auf der polnischen Seite: grau verputzte Bauernhäuser, Hasen und Hühner hinter Zäunen, eine Kirche. Vor einem Gemischtwarenladen, einem für Polen typischen „Sklep“, mit Wursttheke, Eis, Shampoo, hält ein Lastwagen mit Berliner Kennzeichen. Bauarbeiter schlürfen ihr Mittagspausenbier. Ein alter Mann kommt aus dem Laden, stößt mit ihnen an und stellt sich als Viktor vor. Sein Gesicht ist

runzlig, wenn er lacht noch faltiger. Er schleppt eine Plastiktüte voll mit Żubr-Bier. Ein verblasstes Tauben-Tattoo flattert auf seinem Unterarm, auf dem anderen bohrt sich ein krummes Schwert durch ein ausgebliebenes Herz. Sein Shirt mit Schwarzenegger-Aufdruck schlackert. Zu Hause warte seine Frau, erzählt er und lacht anzüglich: 30 Jahre jünger als er mit seinen 74 Jahren, hübsch. Er schwingt die Hüften. Ob wir sie nicht kennenlernen wollen, lässt er die Bauarbeiter übersetzen.

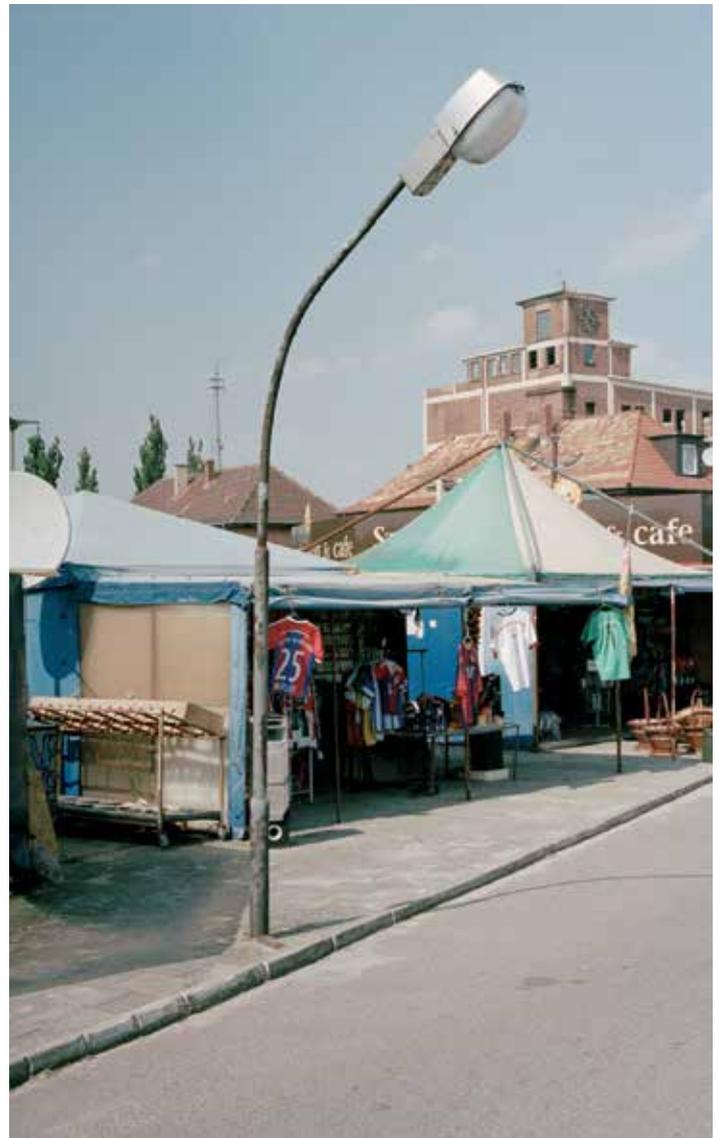
Viktor führt uns in ein graues Mehrfamilienhaus. Der Flur ist düster, die Wohnung eng. Auf einem alten Grundig-Fernseher läuft eine Gerichtssendung ohne Ton. Elisabeth, Viktors Freundin, sitzt auf der Couch, die Füße auf einem abgewetzten Plüsch-Sessel mit Tigermuster, einen vollen Aschenbecher auf den nackten Schenkeln. Als Viktor uns ankündigt, schlingt sie schnell ein Handtuch um sich. Nervös fährt sie sich durchs strähnige Haar und öffnet noch ein Bier. In vier Stunden kommt ein Taxi und bringt Elisabeth zum Bus nach Stuttgart. Ein geöffneter Koffer liegt neben dem Sofa. „Wie warm ist es jetzt in Deutschland? Brauch ich Jacke oder Bikini?“

In den kommenden Wochen wird sie eine Frau betreuen. Sie weiß nichts über sie, nur, dass sie ein Jahr älter ist als Viktor, 75. „Ich habe Angst.“ Angst vor der deutschen Familie und der unbekanntem Stadt, Angst, dass Viktor wieder zu viel trinkt, wenn sie weg ist. 25 Jahre hat sie in Deutschland gelebt und gemacht, womit Geld zu machen war: Nägel manikürt in einem

Vorort von Berlin, als Erntehelferin Erdbeeren gepflückt, an der Seite ihres Ex-Mannes als „Puffmutter“ junge Frauen anschaffen lassen. Um ihre Eltern zu versorgen, kehrte sie nach Polen zurück und ließ sich nach deren Tod zur Pflegekraft ausbilden. Für 1 200 Euro im Monat kümmert sie sich nun wie rund hunderttausend Polinnen um deutsche Senioren. Exportierte Arbeitskräfte, fleißig und billig. „Von dem Geld, das ich verdiene, können wir hier gut leben.“ Viktors Rente deckt nicht mehr als die Miete. Er stopft eine Zigarette nach der anderen. Hinter ihm hängen Fotos seiner Kinder. Er gehört zu den vielen Vertriebenen aus Ostpolen, die sich in den ehemaligen deutschen Dörfern ansiedelten. Viktor stammt aus Tarnopol, das heute zur Ukraine gehört. Als er in die Küche geht, flüstert Elisabeth: „Am Liebsten würde ich in Deutschland bleiben.“ Viktor bringt Tomaten, Wurst, schmiert Brote für die Fahrt, in eine kleine Plastiktüte packt Elisabeth Tabak und ihre Medikamente: „Das Herz.“ Es klingelt. Ihr Taxi wartet. Viktor trägt Elisabeths Tasche, winkt und bleibt noch lange stehen.

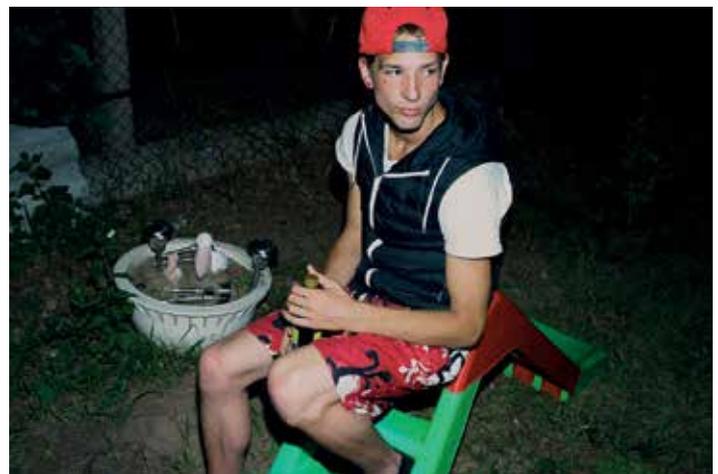
Die Oder nimmt selten den geraden Weg. Immer wieder versteckt sie sich hinter Schilf. Auf einer welken Weide grasen zwei struppige Pferde. Eine ausgemergelte Katze mit ihrem Jungen schleicht maunzend um einen Panzer vor dem Museum der 1. Polnischen Armee. „Bis auf Weiteres geschlossen.“ Fünf Tage sind vergangen, 80 Kilometer liegen hinter uns. Die deutschen Nummernschilder auf dem Parkplatz vom Gasthaus *Kristina's* in Stary Kostrzynek, verraten, dass wir uns dem nächsten Grenzübergang nähern. Die Gäste auf der Terrasse, direkt an der Oder, sprechen ausnahmslos deutsch. In der Gaststube hängt ein ausgestopftes Entenpaar neben Trinksprüchen auf Holzplaketten. Im Himmel gibt es kein Bier, darum trinken wir es hier. „Wir haben uns auf die Deutschen eingestellt“, sagt Wirtin Kristina und hetzt zum nächsten Tisch. Vier Kilometer weiter hat sich das ganze 200-Einwohner-Dorf auf die Deutschen eingestellt. Osinów Dolny, früher Niederwutzen, liegt direkt an der Grenzbrücke und ist bekannt als Ort mit der weltweit höchsten Friseurdichte. *Salon Hana, Elegance, Friseur Teresa, Ada*. Eine Bewohnerin erzählt von rund 40 Friseurstuben. In Hütten und Wohnhäusern sitzen gelockte Damen unter Trockenhauben, bei vier Euro beginnt der Herrnschnitt. Dreimal am Tag rollen Busse aus Marzahn an. Kauflustige Rentner schieben sich ins Oder Center Berlin – „Berlins größter Polenmarkt“, auch wenn die Hauptstadt mehr als eine Autostunde entfernt ist. Seit der Wende lebt die Markthalle in einer verfallenen Papierfabrik vom deutschen Schnäppchenrausch. Alles muss „tanie“ sein, billig. Polen meiden die Märkte. Zu teuer. Mit den Jahren haben sich die Preise dies- und jenseits der Oder angeglichen. „Mein Auto kennt nüschts andres“, sagt ein älterer Herr an der Zapfsäule und freut sich über 20 Cent weniger pro Liter. Die 700 Marktstände, in der Halle und davor, strotzen vor Kitsch und Ramsch. Es riecht nach Schaschlik und billigem Plastik. Gartenzwerge stehen gedrängt, unter Zigarettenstangen schichten sich Salzgurkengläser. Ein Verkäufer empfiehlt Viagra für Frauen, „Erfolgsgarantie“. Thor-Steinar- und Freiwild-Shirts stapeln sich neben Parfum-Imitaten, Brautkleidern, Böllern und Elektroschockern. Marktschreier übertönen sich. „Tabak? Schon gekauft? Nächstes Mal bitte hier!“ Aus allen Lautsprechern dröhnt deutscher Schlager, Santiano: „Wir sind sturmgeboren.“ Im ehemaligen Zollhaus gibt es Sexspielzeug: „Es mag doch jeder Spaß zu haben.“ Einige Käufer ringen sich ein *dzien dobry, dziękuję* ab. Hallo, danke. Und tschüss.

Wir verlassen den Markt und gehen auf die deutsche Seite nach Hohenwutzen. Am Wochenende sei es besonders schlimm,



Der Polenmarkt in Osinów Dolny kurz vor dem Ansturm der Massen. Geöffnet an 365 Tagen im Jahr. Es kommen vor allem deutsche Einkaufstouristen, tanken und versorgen sich mit Zigaretten

André lebt in Hohenwutzen, direkt gegenüber dem Polenmarkt. Polen findet er „schon ganz okay“





Zu Fuß an der Oder heißt:
oft durch menschenleere Dörfer wandern

Edyta und ihr irischer Mann Kean verbringen
den Sommer im „Tal der Liebe“. Sie restaurieren
das Haus des verstorbenen Vaters

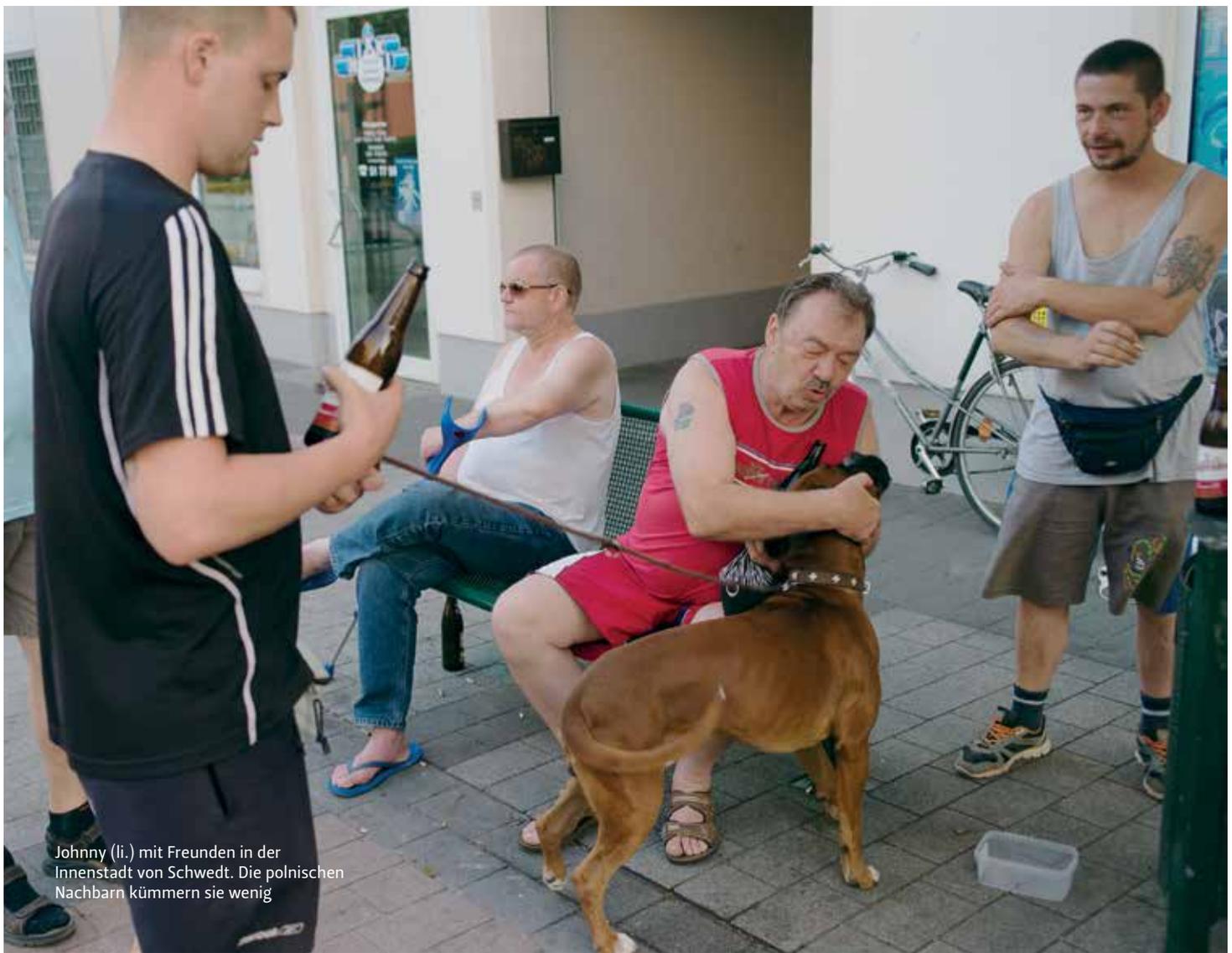


wenn alle zum Einkaufen nach Polen drängen und sich der Verkehr staut, sagt André, 19 Jahre, aufgewachsen als Grenzkind. Er plaudert mit uns über den Gartenzaun hinweg, während er am Radler nippt und Hund Prinz streichelt. Seine Turnschuhe vom Polenmarkt haben nur zwei Wochen gehalten, Sohle kaputt. „Außer Kippen kaufe ich nichts mehr. Aber drüben geht zumindest was.“ Neulich wurde ein Auto geklaut, Verfolgungsjagd am Markt, „wie bei Fast and Furious“. Hinter der Brücke habe die Polizei den Dieb geschnappt. „War ein Deutscher.“

André zeigt uns sein Dörfchen. Die einzige Kneipe hat bereits geschlossen, um 22 Uhr sind die Straßen leer. Wir gehen an der Metzgerei vorbei. Irgendwann will er weg, muss er wahrscheinlich auch. Wie seine Brüder und Kumpels, die täglich nach Berlin pendeln. „Gibt ja keine Arbeit hier.“ Seine Ausbildung zum Fleischer brach André ab. „Zu verroht.“ Er hofft auf einen Ausbildungsplatz als Maurer oder im Agrar-Service, große Maschinen fahren und reparieren. Doch am Liebsten wäre er Kindergärtner. Ein Verfahren wegen Körperverletzung hat den Traum zerstört, „blöde Schlägerei“. Wir gehen ans Ufer. „Die Oder ist so niedrig wie lange nicht mehr.“ André blickt über das Wasser. Nachts angelt er, oft bis zur Morgendämmerung, ehe er Zeitungen austrägt. Manchmal, sagt er, hört er auf dem Heimweg vom Wäldchen dann die Wölfe heulen.

Am nächsten Tag ziehen Senioren in grellbunten Trikots am Oder-Neiße-Radweg entspannt vorbei, während unsere Schritte und Rucksäcke immer schwerer werden. Am Deich grasen Schafe. Kajakfahrer paddeln über die unsichtbare Grenze. Die nächste Brücke sehen wir nach dreißig Kilometern. Wir gehen auf die polnische Seite, nach Krajnik Dolny. Ein Schild an einem Parkplatz neben Kiosken weist uns zum nahen „Tal der Liebe“.

Während seiner langen Abwesenheit hatte Freifrau Anna Sophie von Humbert eigens für ihren Gatten Carl Philipp einen verwunschenen Park anlegen lassen. Mit einem Banner, zwischen zwei Buchen aufgespannt, begrüßte sie vor mehr als 160 Jahren ihren Geliebten: „Willkommen im Tal, das die Liebe schuf.“ Verschlungene Pfade führen über bewaldete Hügel mit weitem Blick über das Odertal. Rosen blühen, in einem Goldfischteich stehen Figuren von Apoll und Venus. Der Volksmund machte sie zu Adam und Eva. Der neue Herr im „Liebespark“ ist Ryszard Matecki, dunkle Augen, gestutzter Bart, 50 Jahre alt. In seinem Garten riecht es süß nach überreifen Pflaumen. Seitdem er in den Neunzigerjahren mit seiner Frau Małgorzata dem Stettiner Stadtleben entflohen und in ein Häuschen aus dem 18. Jahrhundert zog, erforscht er die Geschichte der Region. Vor einem Jahr haben Matecki und seine Frau einen Schuppen zum Café „Wiejski kocur“ umgebaut, zu Deutsch: Dorfkater. Vor dem Krieg trafen sich die Besucher und Einheimischen im „Wäldkater“. Die Vergangenheit soll zur Zukunft des Dorfs werden. Matecki träumt von Pflaumenkonfitüre aus dem Tal der Liebe, einem belebten Ausflugsort für Deutsche und Polen. Mit Hilfe einer Stettiner Naturschutzorganisation und EU-Mitteln belebte er den fast vergessenen Park wieder. Matecki zeigt ein Buch mit Sagen rund um das Tal. Früher haben sich viele Paare hier verlobt. Junge Männer fielen vor ihrer Angebeteten auf die Knie. Wenn im Dorf die Glocke der Kirche läutete, so erzählt man, küsst sich die Paare. Nach 1945 fiel der Park in den Dornröschenschlaf, Teiche trockneten aus, Skulpturen wucherten zu. Das Tal der Liebe in Zatoń Dolna, früher Niedersaathen, lag im Grenzstreifen und somit Sperrgebiet. Jahrzehnte beschränkte die „Freundschaftsgrenze“ zwischen Polen und der DDR den Alltag. Die Abgeschlossenheit hat zu Misstrauen geführt, erzählt



Johnny (li.) mit Freunden in der Innenstadt von Schwedt. Die polnischen Nachbarn kümmern sie wenig

Matecki. Lichtzeichen von Ufer zu Ufer waren streng verboten. Kam ein Unbekannter, liefen die Dorfbewohner mit ihrem Telefonhörer zum Mast und meldeten dem Grenzschutz „Verdächtige“. Erst nach 1989 verband der Grenzfluss die Menschen wieder. Inzwischen kommen die Enkel, deren Großeltern verlobt durch das Tal spazierten, aber auch viele Polen. Offenbar zieht der Ort wieder Liebende an. Im Nachbarhaus der Mateckis verbringen Edyta und ihr irischer Mann den Sommer im alten Haus ihres verstorbenen Vaters. Ein turtelndes Pärchen aus Berlin kommt zum Bootfahren. Ein deutsch-polnisches Rentnerpaar spaziert Hand in Hand am Fluss. Im Tal wollen sie ihren Lebensabend verbringen, erzählen sie, während ihr Schäferhund einem Stöckchen hinterher rennt, das die Oder verschluckt.

„Für mich existiert die Grenze nicht mehr“, sagt Matecki. „Die Grenze braucht Zeit“, sagt Przemyslaw Konopka, sein Freund. „Wir müssen die Deutschen dazu bringen, nicht nach dem Tanken gleich wieder zurückzufahren.“ Als „Begegnungskordinator“ ist Konopka beim Verein „Nationalpark Unteres Odertal“ in Schwedt angestellt. Das erste grenzüberschreitende Naturschutzgebiet dehnt sich bis vor die Tore Stettins. Konopka soll Deutsche und Polen zusammenzubringen. Schwedt bemühe sich um eine gute Nachbarschaft, mit zweisprachigen Theaterstücken an den Uckermärkischen Bühnen, gemeinsamen Musik- und Sportveranstaltungen. Im Krankenhaus arbeiten viele polnische Ärzte. Vom Tal der Liebe gehen wir

**»WENN SIE DAS ASYL-
BEWERBERHEIM ÖFFNEN,
SPENDE ICH GLEICH
20 EURO FÜR BENZIN«**

JOHNNY, 24



Marta Szusters Kinder wachsen zweisprachig auf. Für die Netzwerkerin aus Mescherin trennt die Oder nicht, sondern verbindet. Sie besitzt einen polnischen und einen deutschen Pass

Das moderne Stettin, vom höchsten Aussichtspunkt der Stadt aus gesehen, dem „Café 22“. Die Stadt soll zum Zentrum für die Grenzregion werden



knapp eine Stunde, bis wir Schwedt erreichen: Stadt der Erdölraffinerie, der Papierfabriken, der nach der Wende untergegangenen Tabakindustrie. Bis 1989 war sie eine der jüngsten Städte Brandenburgs – Altersdurchschnitt unter 30 Jahren. Mehr als 50 000 Menschen lebten in Schwedt. Heute ist es umgekehrt: 30 000 Einwohner, Durchschnittsalter 50. In den vergangenen Jahren ist ein knappes Drittel der Wohnungen verschwunden, tausende Plattenbauten wurden abgerissen. Plakate werben für Konzerte, AC/DC, Pink Floyd: Doch in Schwedt gastieren nur ihre Cover-Bands. Seine Weihnachtsgans, die hole er jedes Jahr in Polen, sagt Udo, 62, der nach der Wende in den alten Bundesländern auf dem Bau gearbeitet hat. Jetzt trinkt er sich die immer gleichen Tage am Marktplatz kürzer. Am Eingang zur Altstadt sitzt er mit einer Gruppe von Biertrinkern, junge und alte. Neben ihm schimpft Johnny. „Wenn sie das Asylbewerberheim hier öffnen, spende ich gleich 20 Euro für Benzin“, sagt er. Die Polen? Ihm egal. „Solange die drüben bleiben“, sagt der 24-Jährige. Aber Stettin, für ihn „Weltstadt“, sei zum Feiern am Wochenende schon einen Besuch wert.

„Auf Wiedersehen in der Uckermark, bleiben Sie entspannt“, ist die letzte Botschaft, die Schwedt uns am Ortsausgang mit auf den Weg gibt.

W

ir haben das letzte deutsche Dorf an der Grenze erreicht. Von Mescherin sind es noch 25 Kilometer bis zum Ziel. Nur wenige Kilometer entfernt zeigt Marta Szuster, wie die Zukunft aussehen kann. Sie ist die Vorzeigefrau der Grenzregion, die erste Polin im Gemeinderat. Landesweit berichteten die polnischen Nach-

richten von ihrer Wahl. Zusammen mit ihren Eltern leitet sie einen Pflegedienst in Hamburg, pendelt zwischen Oder und Elbe, zwischen Mescherin und ihrer Heimatstadt Stettin. Szuster führt uns vorbei an den Betonhallen eines Geflügelmastbetriebs und Schrebergärten. Seit Jahren siedeln sich Polen in dem Dörfchen an. Familien kaufen leer stehende Häuser mit Garten oder Bauplätze. Seither erklingt wieder Kindergeschrei. Die Mittdreißigerin deutet auf Häuser, die zum Verkauf stehen und Häuser, in die polnische Bekannte gezogen sind. Gegenüber ist gerade eine Familie mit sechs Kindern eingezogen. „Wenn es Probleme gibt, Bescheid sagen“, sagt Szuster zu einer Nachbarin. In der deutschen Provinz lebt es sich billiger und ruhiger als in Stettin. Eine Chance für die überalterten Gemeinden, aus denen junge Deutsche wegziehen. Das Zusammenleben von Deutschen und Polen ist in vielen Grenzdörfern selbstverständlich, auch, weil Menschen wie Marta Szuster übersetzen und vermitteln. „Ich will nicht, dass Missverständnisse entstehen, Hassparolen an den Wänden stehen, wie in Löcknitz in Mecklenburg-Vorpommern.“ In ihrem Garten, in dem wir unser Zelt aufschlagen, duftet es nach Lavendel. Sie ist hochschwanger, in wenigen Tagen kommt ihr drittes Kind zur Welt. Sohn und Tochter wachsen zweisprachig auf. Die Kita ist gemischt, der Freundeskreis auch. „Unsere Kinder könnten die ersten werden, für die die Grenzregion Heimat ist. Und die nicht wegziehen, weil sie Stettin vor der Haustür haben, wo sie studieren können.“

Nach rund 200 Kilometern stehen wir vor dem Ortsschild. *Sczcecin*, ein Zungenbrecher: Schtschetschin. Mit fast einer halben Million Einwohner wirkt die Stadt nach zehn Tagen Abgeschiedenheit riesig, zusammengewürfelt, bunt. Stettin soll als Herz der Grenzregion klopfen, als Lokomotive strukturschwache Dörfer mitziehen. Junge Polen mit Cocktailgläsern sitzen am Fluss. Die *Odra Queen*, ein Ausflugsdampfer, schaukelt deutsche Touristen vorbei. Die Oder ist nicht mehr länger Grenzfluss, sie zieht sich als Lebensader durch die Stadt.

9



Lady Gaga zeigt gerne viel Haut. Bei den MTV Music Awards 2010 in Los Angeles schmückte sie sich jedoch mit fremdem Fleisch: Rund 16 Kilogramm rohes Rindfleisch hingen in Form von Kleid, Handtasche und Schuhen an ihr. Ihr Statement: „Ich bin kein Stück Fleisch.“ Warum trug sie dann kein Salatkleid?

„Auch die schönste Frau ist an den Füßen zu Ende“

GIACOMO CASANOVA

LINKS Grace Paulley blickt zuversichtlich in die Zukunft. Als Absolventin der Royal Ballett School in London hat sie gute Chancen auf einen Platz in einem großen Ensemble

RECHTS Eine Tänzerin zeigt die ganze Wahrheit unter dem Satinschuh



Ballett verlangt dem Fuß Höchstleistungen ab. Im Spitzenschuh tragen zwei Zehen das gesamte Körpergewicht. Nicht jeder Fuß ist dieser Belastung auf Dauer gewachsen. Viele Tänzerinnen ignorieren den Schmerz – manchmal bis es nicht mehr geht

ZEHENSPITZEN- GEFÜHL

**TEXT: FREYA ALTMÜLLER
FOTOS: JONAS KAKÓ**





Bis eine Bewegung den Eindruck von Perfektion erweckt, muss sie tausendfach geübt werden

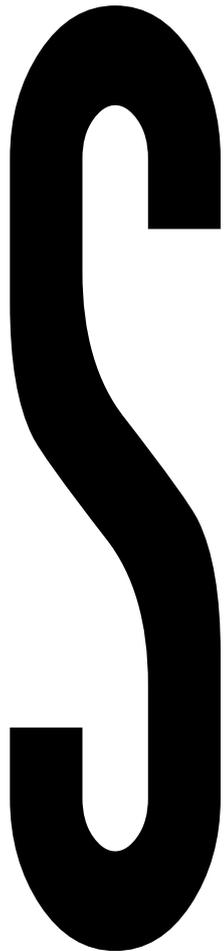
ein Crescendo vor. Mit den aufsteigenden Akkorden heben die Ballerinen für einen Moment gleichsam vom Boden ab. Wie Vogelschwinge öffnen sich ihre Arme himmelwärts, steigen ihre Körper höher hinauf, auf schmaler Fußspitze ausbalanciert. Doch die Schwerkraft lässt sie nicht los, sie legt sich mit dem ganzen Körpergewicht in die wenigen Quadratcentimeter Zehen, die den Boden berühren. Jedes der Mädchen blickt konzentriert in die Ferne. Keines ihrer blauen Gesichter offenbart den Schmerz, der unter dem Satin ihrer Spitzenschuhe brennt.

Der Schmerz ist im Ballett wie ein Gast, den man stundenlang warten lässt, bevor man ihm einen Stuhl anbietet und ihn anhört. Meistens sagt er dann: „An deinen Füßen ist die Haut abgeschürft, da sind Blasen, auf den Zehen lastet zu viel Druck.“ Manchmal hat er auch Blut zu vermeiden. Aber seine wichtigste Botschaft ist: „Was du mit deinen Füßen machst, das kann nicht lange gut gehen.“

Auf den Spitzen zweier Zehen, einer Fläche knapp so groß wie ein Zwei-Cent-Stück, lastet das gesamte Körpergewicht und presst den Fuß tief in den Schuh. Der an seiner schmalsten Stelle aus mehreren Schichten von Stoff und Papier zusammengeleimte Schuh ist hart wie Holz und fixiert den Fuß in einer Fehlstellung, in der er an einem normalen Trainingstag sechs Stunden verharrt. Und irgendwann bleibt er auch ohne Schuh in seiner neuen Position. Der Spitzenschuh ist im klassischen Ballett nur Frauen vorbehalten. Um darin stehen zu können, lassen sich manche Ballerinen sogar den dritten Zeh operativ verkürzen.

Im Dresdner Ballettsaal leiden die Zehen, während die Körper pure Leichtigkeit ausstrahlen. Durch die Fenster fällt Sonnenlicht

Bis zu sechs Stunden am Tag stehen Profi-Tänzerinnen auf ihren Zehenspitzen



Schweißgeruch hängt in der Luft. Er gehört in der Dresdner Palucca Hochschule für Tanz zum Inventar. So wie die bodentiefen Vorhänge, die wandgroßen Spiegel und die klassische Musik, die durch die hohen Räume des Ballettsaals tönt. Acht junge Frauen haben sich in Position gestellt, die Arme akkurat vor dem Körper ausgerichtet, die Füße weit nach außen gedreht, die Dekolletés glänzen feucht. Am Flügel gibt der Pianist



auf das Muskelspiel der Beine. „Lasst euch nicht anmerken, dass es hart ist“, ruft der Lehrer. Im Spiegel beobachten die Tänzerinnen mit gereckten Hälsen ihre Bewegungen. Keine ist volljährig, jede gehört zur Hoffnung des internationalen Ballettnachwuchses. Sie sind Teilnehmerinnen einer Sommerakademie, die von der Hochschule ausgerichtet wird. Für die meisten ist es nur noch ein Jahr bis zu ihrem Abschluss. So lang die Füße tragen.

Jede Tänzerin hat ihre Methode gefunden, den Schmerz zu bändigen. Die Kleinen schauen sich die Tricks bei den Großen ab, die von Generation zu Generation weitergereicht werden. Früher pulten Ballerinen die Haut aus Eierschalen, um sie dann wie ein Gelpflaster auf Schürfwunden zu kleben. Wer sich eine übergroße Blase scheuerte, schnitt ein Loch in den Schuh, um ihr Platz zu schaffen. Mittlerweile gibt es eine Industrie für Fußpflege- und Präventionsmittel. In Dresden stülpen sich manche der 210 Teilnehmerinnen an Fingerhüte erinnernde Silikonkappen über die Zehen. Auch Schoner aus Stoff werden eingesetzt. Während die einen aus Angst vor Stürzen lieber auf harter Schuhspitze tanzen, stopfen sich andere Plastiktüten vom Supermarkt in die Schuhe. Beliebte als Polster sind auch Wolle und Tempos.

Mittagspause, Freiheit für die Zehen. Flipflops schlappen Richtung Kantine. In der Cafeteria strecken sich Füße in Wärmestiefeln unter einem der Tische aus. Sie gehören zu einem Gast aus Russland.

Das Mädchen ist 13 Jahre alt und noch neu in der Welt des Spitzentanzes – offiziell dürfen Kinder erst ab elf Jahren damit beginnen. Ein Fuß, der ständig auf Spitze steht, wächst nicht mehr so gut, ein ähnliches Phänomen wie bei chinesischen Lotusfüßen, die von Kindheit an so eingeschnürt werden, dass sie kurz bleiben. Kaum einer der Füße in diesem Raum überschreitet die Schuhgröße 39.

Mit der Russin am Tisch sitzen drei weitere Teenager. Sie können sich noch gut daran erinnern, wie sie vor zwei Jahren das erste Mal auf Spitze standen. Wie sehr hatten sie sich auf diesen Moment gefreut. Endlich durften sie die rosafarbenen Satinschuhe anziehen. Sie fühlten, wie die steifen Ränder ihre Knochen zusammendrückten, wie ihre Nägel brachen. Fünfzehn Minuten hielten sie sich an der Stange fest, stellten sich auf eine Spitze, ließen die Ferse wieder sinken, stellten sich auf die andere. Hoch und runter, immer wieder. „Danach wusste ich nicht mehr, wieso ich mir das gewünscht hatte“, sagt eines der Mädchen. „Meine Füße waren taub und kribbelten. Aber dann habe ich

GESCHUNDENE FÜSSE SIND WIE EINE AUSZEICHNUNG FÜR EINE GUTE LEISTUNG

Sonja und ihre Mutter schauen sich Fotos an aus vergangenen Tagen. Die Tochter lernte an der weltberühmten John-Cranko-Schule in Stuttgart

gedacht, wenn die das bei einer Aufführung so lange aushalten, muss es ja irgendwann besser werden.“

Der Schmerz lässt einer Tänzerin keine Wahl: Sie muss lernen, ihn zu akzeptieren, ohne darüber nachzudenken. Würde sie ihm Aufmerksamkeit schenken, könnte sie nicht mehr tanzen. Es wäre, als würde sie im Sprung schon ans Fallen zu denken.

Auch Sonja Betsch hat es so gehalten und den Schmerz einfach ausgeklammert. Mit elf Jahren stand das Mädchen, das seinen glatten dunklen Haaren den Spitznamen „Schneewittchen“ verdankt, das erste Mal auf Spitze. Als Eliteschülerin tanzte sie an der John-Cranko-Schule in Stuttgart, eine der renommiertesten Ballettschulen weltweit. Sonja ist verrückt nach Ballett. In ihrem Kinderzimmer hängen Plakate mit Szenen aus „Romeo und Julia“, aus dem „Nussknacker“ und „Giselle“. Selbst in ihrer knappen Freizeit liest sie am liebsten Jugendromane über Ballett.

Der Spitzentanz ist für Sonja wie der Eintritt in die Erwachsenenwelt. Sie ist bereit, dafür alles in Kauf zu nehmen. Nicht eine Träne vergießt sie, wenn ihre Mutter abends ihre Füße verarztet. Sie sind voller Schürfwunden, Blasen, Blut. Die Mutter trinkt Wattedecken mit Desinfektionsmittel, tupft vorsichtig über das Fleisch. Mit einem Feuerzeug sterilisiert sie Nadeln, durchsticht geschlossene Blasen. Dann zieht sie einen Faden durch, der die Flüssigkeit aufsaugt.

Die Füße gepflastert und verbunden, so steigt Sonja Tag für Tag erneut in die Spitzenschuhe. Zeit zum Heilen bleibt nur in den



Ferien. Denn Blasen sind für die Ballettlehrer kein Argument für eine Auszeit. Wer wegen Schmerzen nicht tanzen will, wird ausgelacht. Geschundene Füße sind wie eine Auszeichnung für eine gute Leistung.

Jeden Morgen um 4.45 Uhr kommt die Mutter in Sonjas Zimmer und küsst sie wach. Das Frühstück isst das Mädchen im Auto, die Fahrt von ihrer Heimatstadt Metzingen nach Stuttgart dauert 45 Minuten. In der Landeshauptstadt geht sie zur Schule, damit sie danach schneller beim Training ist. Nach dem Mittagessen in der Kantine der Ballettschule setzt sie sich an ihre Hausaufgaben. In der Umkleide steckt sie danach ihre Haare hoch und fixiert sie mit einem feinen Netz, zieht sich die weißen Strumpfhosen, Trikot und Schläppchen an, geht in den Ballettsaal. Erst abends um acht Uhr zieht sie sich die Schuhe wieder von den Füßen. Im Zug nach Hause verpasst sie nicht selten den Ausstieg, weil sie eingeschlafen ist.

Ballett ist ein endloses Streben nach Perfektion. Tausendfach werden Bewegungen wiederholt, bis sich der Körper an jede Kleinigkeit erinnert. Sonja gibt alles, jeden Tag. Als es nur noch ein halbes Jahr bis zu ihrem Tanzdiplom ist, kommt der Schmerz, einer, den sie noch nicht kennt. Er meldet sich aus der Tiefe ihres großen Zehs, ihren Knochen. Als sie nicht mehr stehen kann, gibt sie der Lehrerin ein Zeichen und gönnt sich eine Pause am Rand des Ballettsaals. Sonja hockt sich auf den Boden, schält ihre Füße aus den Schuhen. Sofort wird es besser. Erleichterung am nächsten Tag: Der Schmerz ist weg. Doch er kommt wieder, erst jeden Monat, dann jede Woche. Irgendwann weiß sie nicht mehr, wie ihr Leben ohne Schmerz aussah.

Sonja vereinbart einen Termin beim Orthopäden. Er sieht, was jeder sehen kann, eine gravierende Schiefstellung des großen Zehs. Gewissheit bringt schließlich das Röntgenbild: Sonja leidet an Hallux valgus, einer Fehlstellung der Großzehe. An einem gesunden Fuß bildet jede Zehe eine Linie mit einem sogenannten Mittelfußknochen, der ihn mit dem hinteren Teil des Fußes verbindet. An Sonjas linkem Fuß hat sich der Mittelfußknochen weit nach rechts verbogen, zur Innenkante, und die Großzehe in die entgegengesetzte Richtung, nach links. Zu oft hat die Schwerkraft den Fuß in den engen Schuh gepresst. Irgendwann mussten die Knochen unter dem Druck nachgeben. Einen Hallux valgus kann man nur noch aufhalten, rückgängig machen kann man ihn nicht. Wenn er einmal schmerzt, hilft nur noch eine Operation. Für eine Tänzerkarriere bedeutet es das Ende.

Sonja beißt die Zähne zusammen, noch will sie ihren Traum nicht beerdigen. Sie



Dancing in the rain ... Mittagspause an der Sommerakademie in Dresden

DER LEHRER RUFT: »GENIESST EURE SCHÖNEN FÜSSE!«

macht ihren Abschluss, bewirbt sich an Theaterhäusern. An manchen Tagen schafft sie kaum die 200 Meter zum Supermarkt. Der Schmerz hat ihr Nervensystem überempfindlich gemacht. Er nimmt ihr die Energie, die sie bräuchte, um all die Absagen für ihre Bewerbungen zu verkraften. Nach einem Jahr hat er sie mürbe gemacht, verzweifelt. Sie hört auf zu trainieren, zieht wieder bei ihren Eltern ein. Nur noch humpelnd bewegt sie sich durch die Wohnung, verlässt an manchen Tagen gar nicht mehr das Haus. Aber erst als der Schmerz fast ein täglicher Gast ist, sagt Sonja ihm den längst überfälligen Satz: „Ich kapituliere, du hast gewonnen.“ Und vereinbart einen OP-Termin.

Der Chirurg operiert nach einer Standard-Methode. Er durchtrennt die Muskeln und Bänder, die den Zeh zur Seite ziehen, mit einem fünf Zentimeter langen Schnitt. Der Zeh rutscht wieder in seine natürliche Position. Der Arzt sägt den Mittelfußknochen durch. Die untere Hälfte schiebt er nach links, sodass das Gelenk nicht mehr hervorsteht. Mit zwei Metallschrauben fixiert er die Knochenhälften wieder aufeinander.

Drei Jahre später ist auf Sonjas Fuß kaum mehr eine Narbe zu erkennen. Nur wer mit dem Finger darüber fährt, spürt eine feine Rille. Die Hornhaut hat sich zurückgebildet, die Oberfläche ist wieder zart. Wenn sie über ihren gescheiterten Traum spricht, wirkt sie abgeklärt. „Jammern und Hinterhertrauern bringt nichts.“ 24 Jahre alt ist sie jetzt und nächstes Jahr mit ihrer Umschulung zur Industriemechanikerin fertig: „Viele können nicht verstehen, warum eine gescheiterte

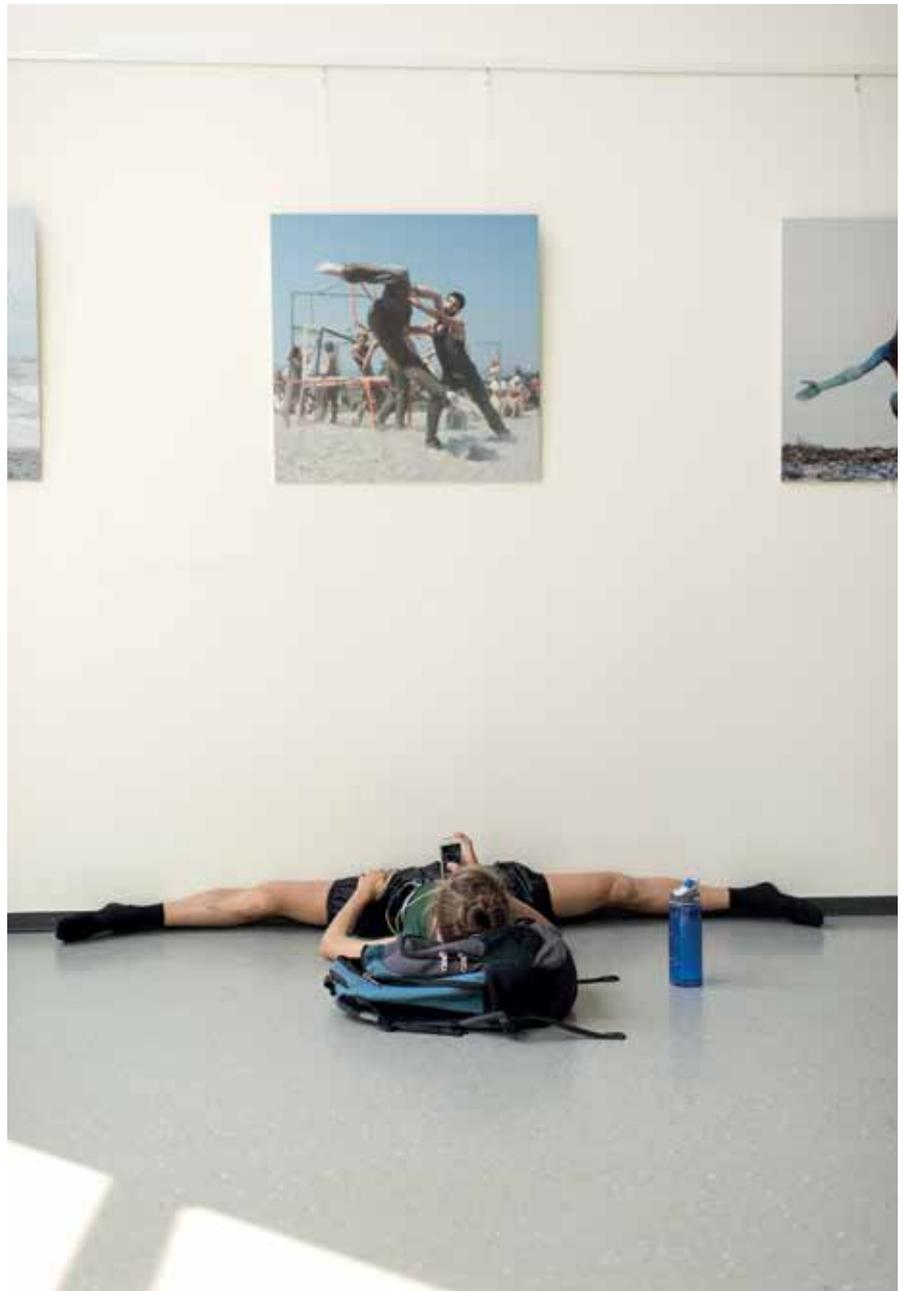
Ballerina plötzlich in so einem Beruf arbeiten will.“ Für sie lag er nahe, ihr Vater und ihr Freund haben den gleichen.

Jedes Jahr beginnt an den zehn deutschen Akademien die Ausbildung für professionelle Balletttänzer. Fast jedes Mädchen bekommt einen leichten Hallux valgus, er muss nicht das Ende der Karriere bedeuten. Es sind Mädchen wie Grace Paulley, 17 Jahre alt, die ebenfalls an der Sommerakademie in Dresden teilnimmt. Die Engländerin hofft, dass die schiefen Zehen nicht auch ihren Traum beenden werden.

In Dresden ist die Mittagspause vorbei, die Fortgeschrittenen positionieren sich im Ballettsaal. Als der Lehrer den Raum betritt, verstummt das Geplauder. Er läuft an der Spiegelfront vorbei, stützt sich auf dem Klavierflügel ab, um seine Waden zu dehnen.

Er lässt seinen Fuß auf der Spitze kreisen, und stellt sich neben Grace an die Stange. Er zeigt eine Bewegungsabfolge. Seine Füße streifen unhörbar über den Boden, mit einer Leichtigkeit, dass man nie sicher sein kann, ob er den Boden berührt oder nur darüber schwebt. „Maestro!“, ruft er dann und der Pianist beginnt zu spielen.

„Grazill!“, sagt der Lehrer, während sich die Tänzer vorbeugen, um mit Oberkörper und Bein in die Waage zu gehen. „Genießt eure schönen Füße!“. Von der Stirn eines jungen Mannes tropft Schweiß. Er verzieht das Gesicht, während er versucht, sein Bein noch etwas höher zu recken. Grace, die Anmut im Namen, lässt sich die Anstrengung nicht anmerken. Am Ende der Stunde sagt der Trainer: „Vielen Dank.“ Sie klatscht und lächelt ihn an. Mit einem Handtuch tupft sie



Spagat an der Wand: Um beweglicher zu werden, nutzen die Tänzerinnen jede freie Minute

Hingabe im Pas de deux – auch wenn die Zehen schmerzen



Sonja macht heute eine Ausbildung zur Industriemechanikerin. „Viele wundern sich darüber“, sagt sie

der Karriere bedeutet und für andere nicht, können Orthopäden nicht eindeutig sagen. Vielleicht ist es eine Frage des persönlichen Schmerzempfindens. Vielleicht ist es auch einfach nur Glück.

Das Glück hatte Sonja scheinbar verlassen, jetzt hat sie es sich Stück für Stück zurückerobert. Sie hat den Tanz, und damit den Schmerz, aus ihrem Leben verbannt. Nichts in ihrer Wohnung erinnert mehr an Ballett. Nur wenn sie bei ihren Eltern auf dem Sofa sitzt, fragt sie manchmal, wo die alten Spitzenschuhe abgeblieben sind. Dann geht ihre Mutter sie holen, vorbei an dem mit Blumen geschmückten Tisch, über dem Fotos von Sonja in Ballettposen hängen, eine riesige Collage auf Leinwand. Die Mutter kommt mit einer Plastiktüte zurück. Noch einmal wickelt Sonja die Satinbänder um ihre Waden, steigt vorsichtig auf die Spitze, erst rechts, dann links. Und freut sich. Was kein Orthopäde für möglich gehalten hätte, funktioniert wieder: Sonjas Füße tragen das Gewicht. Vielleicht, weil Hingabe das beste Schmerzmittel ist.

sich das Gesicht ab. Ihre Haut ist blass, ihre Wangen sind leicht gerötet.

Nach der Stunde in klassischer Technik bereitet Grace ihre Füße für den nächsten Kurs vor, Pas de deux – die schlimmste Folter für den Fuß. Beim Paartanz steht die Tänzerin meist nur auf einem Bein, während ihr Partner sie hält. Sie klebt sich Zehen mit Pflastern ab, schiebt fingerdicke Abstandhalter aus Silikon dazwischen, damit die Knochen sich nicht noch weiter verschieben. Wo der blaue Lack abgeblättert ist, sieht man, wie brüchig die Nägel sind. Ein kleiner Zeh ist so verdreht, dass der Nagel fast horizontal auf dem Boden liegt.

Für Jason Beechey, den Direktor der Palucca-Hochschule, sind Grace' Füße ein Ideal. Weil sie für den Spitzentanz wie gemacht sind. Der erste und der zweite Zeh sind gleich lang, sodass sich das Gewicht optimal auf beide verteilen kann: „römische Form“, heißt das unter Tänzern. Zudem ist der zweite Zeh an der Spitze etwas dicker und vergrößert damit seine Auflagefläche. Die Oberseite der Füße – der Spann – ist ungewöhnlich hoch und kann sich so weit nach unten dehnen, dass zwischen Bein und Fuß kein Winkel mehr zu sehen ist – im Ballett gilt das als unmerkliche Verlängerung des Beins. Zudem ist die Muskulatur so kräftig, dass der Fuß vom Stand auf der Spitze langsam wieder auf den Boden sinken kann, statt plump zu fallen.

Es sind Füße, die den Schmerz als Gast kennen, nicht als Heimsuchung. Auch die leichte Knochenfehlstellung macht Grace keine Probleme. Sie hat gelernt, mit ihrem Hallux valgus zu leben. Warum die Deformation für manche Tänzerinnen das Ende



Dem Fotografen zeigten die Tänzerinnen bereitwillig ihre geschundenen Füße



Blasen und Abschürfungen sind der Preis für ihre Leidenschaft



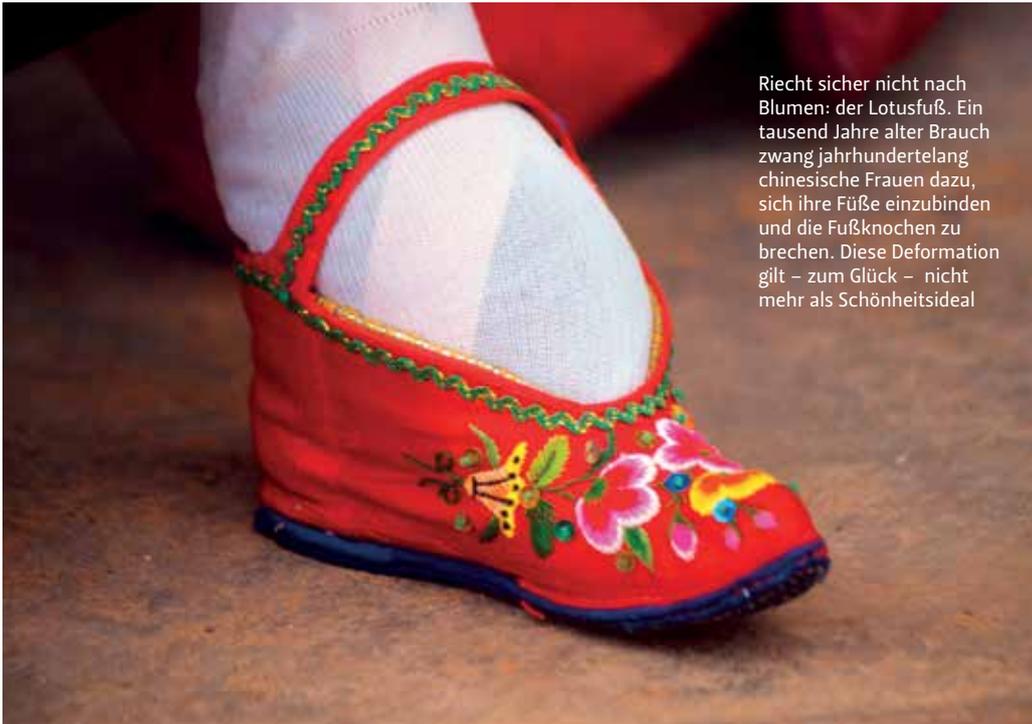
SCHRITTE:

63309



Nach ein paar Tagen mit den Tänzern und Tänzerinnen der Sommerakademie in Dresden stieg Freya Altmüller selbst in Spitzenschuhe. Das Ergebnis nach zwei Minuten: ein gebrochener Nagel und schmerzende Füße

10



Riecht sicher nicht nach Blumen: der Lotusfuß. Ein tausend Jahre alter Brauch zwang jahrhundertlang chinesische Frauen dazu, sich ihre Füße einzubinden und die Fußknochen zu brechen. Diese Deformation gilt – zum Glück – nicht mehr als Schönheitsideal

„Füße und Unterarme einer Frau müssen von exhibitionistischer Schönheit sein“

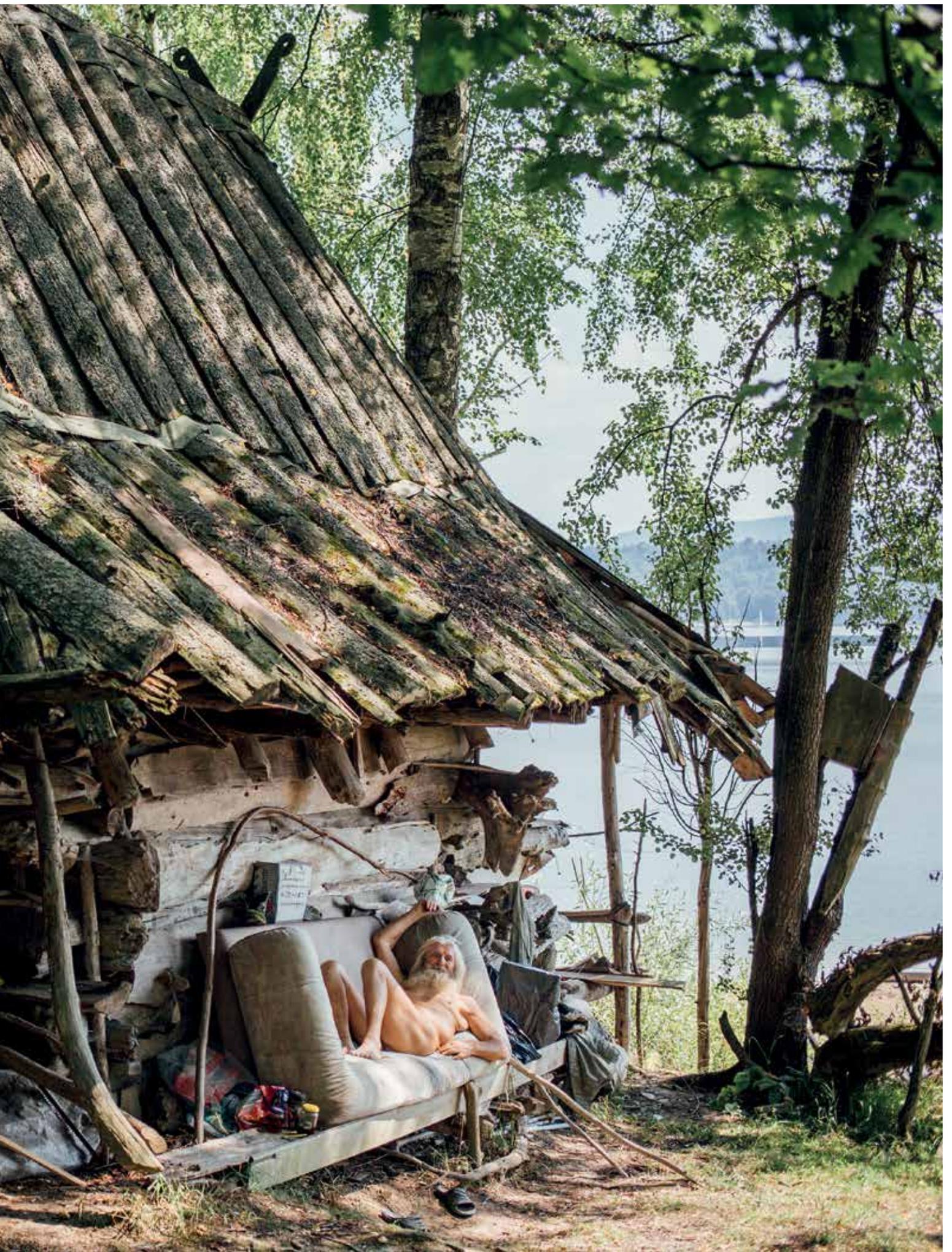
SALVADOR DALÍ

A rustic wooden shack, possibly a hermit's dwelling, is built in a dense forest. The shack is constructed from dark, weathered wood and has a steep, gabled roof. A wooden ladder leans against the side of the building. In the background, a calm lake is visible, surrounded by lush green trees and a hazy mountain range under a blue sky. The overall atmosphere is quiet and remote.

AM ENDE DER STRASSE

TEXT: LJUBA NAMINOVA
FOTOS: AGATA SZYMANSKA-MEDINA

**Weit im Osten Polens, tief in den einsamen
Waldkarpaten, sollen seltsame Gestalten
hausen. Die „Zakapiory“, so heißt es, seien
überzeugte Einsiedler und nur schwer zu treffen.
Wir packten unseren Rucksack und machten
uns auf die Reise**





Bar in Cisna: Bis zu den Türen erinnert alles an Waldgeister und Dämonen. Ein echter Zakapiory – ein Einsiedler – war schon lange nicht mehr hier



Disko „Kleiner Einsiedler“ in Polańczyk: Ballermann auf Polnisch. Nur die Kneipennamen klingen noch nach den alten Zeiten

D

Der König ist nackt. Seine knorpeligen Finger umkrallen einen knorpeligen Stab, seine Haare wehen zerzaust im Wind. Der weiße Bart umspielt die Brust. Regungslos steht der König der Waldkarpaten am Ufer des Solina-Stausees und starrt uns an.

Es ist kurz vor Mitternacht und die Fotografin Agata Szymanska-Medina und ich scheinen am Ziel unserer Reise. Rund eintausendfünfhundert Kilometer waren wir bis in den östlichsten Zipfel Polens gefahren, zuletzt vier Stunden mit dem Tretboot über den See. Alles, um nach einer Legende zu suchen. Zweihundert Einsiedler sollen in den polnischen Waldkarpaten hausen und einen richtigen König haben.

„Willkommen in meinem Reich“, sagt Juliusz I. zur Begrüßung – und kichert.

Ein kurzer Beitrag im Fernsehen hatte mich neugierig gemacht. Unberührte Wälder, Bären und Wölfe, dazwischen Aussteiger, die frei von Zwängen der Gesellschaft leben. Mythen und Legenden ranken sich um diese Region, die an die Slowakei und die Ukraine grenzt. Die Waldkarpaten, der letzte Zufluchtsort Europas? Wir machten uns auf die Reise.

Je näher man dem Städtchen Polańczyk kommt, desto grüner wird das Land. Buchen und Fichten drängen sich an den Berghängen. Die Kammlagen sind oft kahl wie die Köpfe alter Männer. Nebel zieht über die Wiesen. Es ist schon später Abend, als wir das 800 Einwohner Städtchen erreichen. In der Nähe sollen die Zakapiory, die Einsiedler, leben, verstreut um den Solina-Stausee, der mit seinen Seitenarmen von oben betrachtet einer Krake gleicht.

Aus den Kneipen dröhnt polnische Diskomusik, Białe róże – Weiße Rosen. Junge und alte Touristen grölen mit, liegen sich in den Armen, ein Glas Wodka oder Bier in der Hand. Die Restaurants tragen Namen wie „Der kleine Einsiedler“ oder „Die Einsiedler-Herberge“. Drinnen hängen Portraits der Zakapiory an den Wänden, teils mit Autogrammen. Sie alle zeigen bärtige, vom Leben gezeichnete Männer mit Cowboyhüten. Doch heute scheint keiner da zu sein.

Im „Kleinen Einsiedler“ lernen wir Jano kennen, der sich scherzhaft den „Pressesprecher der Zakapiory“ nennt. Er erzählt uns, dass längst nicht alle Einsiedler abgeschieden im Wald wohnen. „Viele leben in den umliegenden Dörfern und haben Autos.“ Jano selbst bewohnt ein Zimmer in einer Villa mit Seeblick. „Ein befreundeter Geschäftsmann hat mich auf-

genommen, Miete zahle ich nicht.“ In seiner Freizeit schreibt er Bücher über die Zakapiory. Er kenne jeden von ihnen, behauptet er.

Am nächsten Morgen scheint die Sonne über Polańczyk, der Solina-See glitzert bis zum Horizont. Unsere Wirtin Gabriela sagt in einem geheimnisvollen Tonfall: „Es gibt sie noch, die Zakapiory, aber dafür müsst ihr nach Cisna fahren. Sie treffen sich dort abends in der Dorfkneipe. Aber passt auf, sie tanzen gerne mit jungen Mädchen!“

Die Bar „Siekierzada“ ist der Mittelpunkt des 400-Einwohner-Örtchens Cisna und in ganz Polen bekannt. Mit dem Bier wird Touristen ein Mythos serviert. Die Theke ist vollgestellt mit Holzskulpturen, Biesy und Czady, Dämonen und Teufelchen, grinsen von der Decke herab, aus den Lautsprechern tönt Metallica. An den Wänden hängen Schwarz-Weiß-Fotos der Zakapiory. Doch wieder sitzen nur Touristen am Tresen.

„Die meisten sind schon lange tot. Haben sich zu Tode gegessen“, erzählt Rafał Dominik, der Wirt. „Meine Bar ist ein Wallfahrtsort und soll an sie erinnern.“ Er nennt sie „halbgefaltene Engel“. Jeder Persönlichkeit unter ihnen widmete er einen Barhocker mit Namensschild. Zu ihren Lebzeiten saßen dort „Jan, der Affe“, „Papa Schlumpf“ und „Piotr, der Franzose“ und tranken sich jedes Mal dem Tod ein Schlückchen näher. „Ich liebte diese Menschen. Manche waren zwar egoistisch, weil sie ihre Familien verließen, aber sie besaßen andere Werte.“

Tagsüber schufteten die Zakapiory als Holzfäller im Wald, abends betranken sie sich in der Dorfkneipe. „Streit und Messerstechereien waren damals an der Tagesordnung. Jeden Abend wischte ich das Blut vom Boden“, sagt der Wirt. Zur Touristenattraktion wurden die Zakapiory erst Anfang der neunziger Jahre, als ein Buch über sie erschien: „Meister der Armut oder die Einsiedler der Waldkarpaten.“ Heute kämen Leute in das Gebiet, die sich nur deshalb Einsiedler nennen, um Geld mit den Touristen zu verdienen. Zwischen den alten und den neuen Zakapiory sieht Rafał Dominik nur eine Verbindung: „Beide sind dem Alkohol verfallen. Heute ist die Welt farbig, aber die Menschen sind grau. Im Sozialismus war es andersherum, die Zeiten waren düster, die Menschen dafür bunt.“

Vor der Bar erinnert eine Säule an die Verstorbenen. 52 Holzplaketten mit den Namen der Verstorbenen sind ans Holz genagelt. Die Spitze ziert ein Weinfass mit Jesusfigur. „Kapelle der Erinnerung“ nennen die Einheimischen diesen Gedenkort. Einmal im Jahr entzünden sie Kerzen für die Toten.

Die Legende von den Zakapiory zerbröckelt, je länger man nach ihr sucht. Einheimische erzählen, dass hier einst ein Walddämon namens Bies lebte, der die Einsamkeit sehr liebte. Als eines Tages ein Eindringling sein Gebiet besiedeln wollte, kam es zum Kampf und beide starben. Seitdem heißt die Region Bieszczady, benannt nach Bies und seinen teuflischen Helfern, den Czady. Es ist, als hätte Bies die Zakapiory verhext und zu Alkoholikern gemacht. Als Rache dafür, dass sie seine Ruhe störten.

Ein Einheimischer, der unser Gespräch mit dem Wirt beiläufig hat, mischt sich ein. „Einen echten Zakapiory gibt es noch. Ihr findet ihn an der Imbissstube, draußen vor der Bar.“

Stanisław Laska ist nach Cisna zurückgekehrt, um zu sterben. Er hockt wie jeden Tag in derselben Imbissbude, raucht Kette und trinkt Multivitaminensaft. Sein T-Shirt trägt den Spruch: „Warsteiner – because life is too short to drink cheap beer.“ Der Cowboyhut verdeckt die fettigen Haarsträhnen. „Ich will aufhören mit dem Trinken“, sagt er, kramt eine halbe Stunde später aber doch ein Fläschchen aus der Tasche und gießt sich ein: drei Viertel Wodka, ein Viertel Saft. Zwei Herzinfarkte hat er hinter sich, jetzt plagt ihn die Diabetes. Stanisław, den die Leute nur Staszek rufen, ist dieses Jahr 60 geworden.



Seine Augen sind müde, die Stimme leise. Stanisław Laska, einer der letzten Zakapiory, ist zum Sterben nach Cisna gekommen. Sieben Tage nach dieser Aufnahme ist er tot

**»STREIT UND MESSER-
STECHEREIEN WAREN AN
DER TAGESORDNUNG.
JEDEN ABEND WISCHTE ICH
DAS BLUT VOM BODEN«**

RAFAŁ DOMINIK



Juliusz I. besitzt nicht viel mehr als Krone und Zepter. Er nennt sich „König der Waldkarpaten“ und lebt abgeschieden am Ende des Solina-Sees

Sein Zeigefinger ist gelb vom Nikotin, immer wieder keucht er im Gespräch und ringt nach Luft. Vor fünf Jahren noch war er ein kräftiger Mann. Heute wiegt er bei einer Größe von Eins-achtzig weniger als sechzig Kilo. Staszek fühlt sich schlecht, er kann kaum laufen. Seine großen blauen Augen wirken matt.

In jungen Jahren sei er als Matrose zur See gefahren. Aus dieser Zeit stammen die Narben, die seine Oberarme kerben. Messerstechereien? Er will darauf nicht antworten. „Eines Tages wollte ich weg und ließ meinen Finger mit geschlossenen Augen über eine Landkarte kreisen.“ Er landete in den Bieszczady.

Drei Tage wollte er bleiben, es wurden 37 Jahre. In Cisna fand er seinen Platz. Staszek schläft in einem Stall. Er schwärmt von alten Zeiten, als die Menschen sich noch gegenseitig halfen. An eine Ladenbesitzerin erinnert er sich besonders gerne, die ihm und seinen Kameraden häufig eine Flasche Wein zusteckte. „Heute geht es nur noch um die Vermarktung. Unser alter Treffpunkt, die Bar, ist jetzt ein Ort für Touristen. Die großen Zeiten der Bieszczady sind vorbei.“ Für Stanislaw ist der Begriff Zakapior nur eine Erfindung der Journalisten. Es gebe viele Einsiedler, die sich nur vermarkten wollten. „Einer gibt sich sogar als König aus, ihm geht es ganz gut damit.“

Abgeschieden am Ufer des Solina-Sees lebt König Juliusz I., erreichbar nur über das Wasser. Es gibt keine Fähre, die zu ihm führt, wir leihen uns stattdessen ein Tretboot. Nachdem die Tageshitze abgeklungen ist, strampeln wir am frühen Abend los. Am Ufer hocken Angler, Segelboote gleiten übers Wasser,

wir schwanken gefährlich, als ein vorbeifahrendes Motorboot Wellen schlägt. Je weiter wir uns von Polańczyk entfernen, desto stiller wird es. Dann und wann tauchen Fische vor uns auf und verschwinden sogleich mit einem Flossenschlag. Die Sonne ist längst untergegangen.

Nach vier Stunden erscheint am Ufer ein abgestorbener Baum. Das ist das Zeichen, wir sind richtig. Ein fahles Licht scheint hinter dem Geäst aus einer schiefen Holzhütte. Als würde Baba Jaga darin wohnen, schießt es mir durch den Kopf, mein Kindheitsschreck – die Hexe aus slawischen Volksmärchen. Plötzlich erlischt das Licht. Es ist zappenduster, über uns funkeln die Sterne. Der König hat sich wohl schlafen gelegt. Wir stapfen den Pfad hoch zur Hütte, Agata beleuchtet den Weg mit ihrer Stirnlampe.

„Wir haben die Geschenke für den König vergessen“, flüstert sie plötzlich. Wein und Käse für den Herrscher der Waldkarpaten. Wir kehren um. Plötzlich stößt Agata einen markerschütternden Schrei aus. Ich kreische auch. Der König steht vor uns, in all seiner Pracht – nackt. Er hat sich angeschlichen, leise wie eine Katze. Das Klappern des Tretboots muss uns verraten haben.

Immer noch nackt, erzählt er uns beim Tee in seiner Hütte, dass auch er sich ein wenig erschreckt habe. „Manchmal kommen böse Männer und wollen mir etwas antun.“ Vor ein paar Jahren ließ sich Juliusz auf eigenen Wunsch zum König ernennen, mehrere Dutzend Zakapioiry kamen zur Krönung. Für die anderen war das Fest nur ein Gag, Juliusz aber ist überzeugt: „Ich bin ein König!“ Seit einem Vierteljahrhundert lebe er allein am Ufer des Solina-Sees. Er sei 88 Jahre alt, ob es stimmt, weiß niemand so genau. Über seinem Bett hängen Fotos von barbusigen Frauen, Segelbooten und schwarzen Hengsten im Galopp. „Dinge, die ich besonders liebe.“ Auf dem Tisch liegen ein Handy und ein aufgeklappter Laptop, der König informiert sich jeden Tag über das Weltgeschehen.

Als es Zeit ist, zu Bett zu gehen, bietet seine Majestät uns an, auf dem Teppich vor seinen Füßen zu nächtigen. Wir lehnen höflich ab und bauen stattdessen unser Zelt neben seiner Hütte auf. Juliusz I. schmolzt: „Wie könnt ihr es wagen, einen königlichen Wunsch auszuschlagen!“

Am nächsten Morgen ist des Königs Groll verflogen. Die ersten Sonnenstrahlen haben ihn geweckt. Er nimmt einen Becher in die Hand, pinkelt hinein und leert ihn in einem Zug. „Das ist gut für die Gesundheit!“ Er stellt sich beckenbodenbreit hin und beginnt mit den Hüften zu kreisen. Achtundachtzig Mal, ein Mal für jedes Lebensjahr. „Ich Sorge mich um meine Potenz, schon sehr lange habe ich keine Frau mehr geliebt.“ Er hofft, „sein Zepter bald wieder in der Hand“ zu halten. Sein Körper ist sonnengebräunt und faltig wie eine Rosine. Kleidung gehört für ihn zu den „Zwängen der Gesellschaft“.

Vor dem Frühstück muss Juliusz noch Brennholz holen. Mit einem kleinen Beil fällt er abgestorbene Bäumchen im Wald. Dann setzt er Wasser für Tee und Buchweizenbrei auf. Das Wasser hat er aus dem See geholt. Unter den Brei mischt er frische Brennnesseln und Löwenzahn. Seine Majestät ernährt sich streng vegan, nur vom Honig kann er nicht lassen, denn verschlingt er gläserweise. Er raucht und trinkt nicht. Wenn er nachdenkt, setzt er sich auf einen seiner drei Throne, die er sich gezimmert hat, ein Zepter aus Holz in der Hand. Seitdem er hier lebt, schreibt er Tagebuch, gerade vervollständigt er Band 61. Seine Appelle an die Welt verfasst er mal auf Polnisch, mal auf Esperanto. „Die Menschen wollen keinen Nuklearkrieg. Wir können uns nur deshalb nicht vereinen, weil wir keine gemein-

Manchmal kommt ein Touristenboot. Dann steigt der König in sein Kanu und lässt sich fotografieren. Als Belohnung erhält er Lebensmittel



Nachts schaut Juliusz I. oft in den sternenklaren Himmel und denkt über die Welt nach. Seine Briefe an Obama wurden bislang nicht beantwortet



same Sprache sprechen.“ Wie Don Quixote gegen die Mühlen so kämpft er gegen nukleare Rüstung und schreibt Briefe an Politiker – auf eigenem Briefpapier. Besucher bittet er, sie für ihn zu verschicken. „Obama hat den Friedensnobelpreis nicht verdient!“, schimpft er, „ich fordere, dass er ihn zurückgibt.“

Auf einem Hügel neben seiner Hütte hat er einen Liebestempel zu Ehren der Göttin Aphrodite erbaut. Neben einer Venus-Statue hängen dort Bilder seiner Ikonen: Martin Luther King, Nelson Mandela, Albert Einstein und andere – Männer, mit denen sich Juliusz identifiziert.

Der See liegt still, nur ab und zu gleiten Segler über die glatte Oberfläche. Plötzlich nähert sich ein Motorboot. Die Wellen schlagen ans Ufer. „Das ist für mich!“, ruft der König. Er wirkt auf einmal wie verjüngt und streift sich schnell eine Boxershorts über. Mit dem Kanu paddelt er hinüber zum Boot, in dem gut ein Dutzend Touristen sitzt. „Wie geht’s eurer Hoheit?“ – „bestens, danke!“ Einige Minuten plaudert er mit dem Kapitän und nimmt danach ein Paket entgegen. Darin: fünf Packungen Cornflakes und Honig. Die Touristen fotografieren pausenlos. Das Boot kommt alle paar Tage und versorgt ihn mit Lebensmitteln. „Manchmal hält der Kapitän auch am Ufer, damit die Leute schauen können, wie ich lebe.“ Von Profi-Fotografen kassiert seine Majestät auch gerne ein kleines Honorar.

Die Winter in den Waldkarpaten sind hart, es herrschen Temperaturen bis zu 30 Grad unter Null. In Cisna erzählen sich die Leute, der König wohne in der kalten Jahreszeit bei seiner Familie in Nordpolen. Er selbst verneint das empört: „Wenn es kalt ist, lege ich mir Wärmflaschen ins Bett und heiße Steine.“

Nachts spaziert der König gerne am Seeufer. Er legt den Kopf in den Nacken. Sternschnuppen fallen vom Himmel. „Um nichts in der Welt würde ich diesen Ort gegen eine Wohnung im Plattenbau tauschen wollen, auch wenn ich dort warme Füße hätte und einen Fernseher.“

Zum Abschied erzählt uns Juliusz I. von seinem letzten Wunsch: Er möchte noch einmal mit einer Frau schlafen. „Vielleicht finde ich eines Tages eine passende Königin für mich.“

Zurück in Cisna erfahren wir, dass es tief im Wald noch Köhler geben soll, die Holzkohle produzieren wie in Urzeiten. „Wenn jemand etwas über Waldmensen weiß, dann die“, sagt der Wirt.



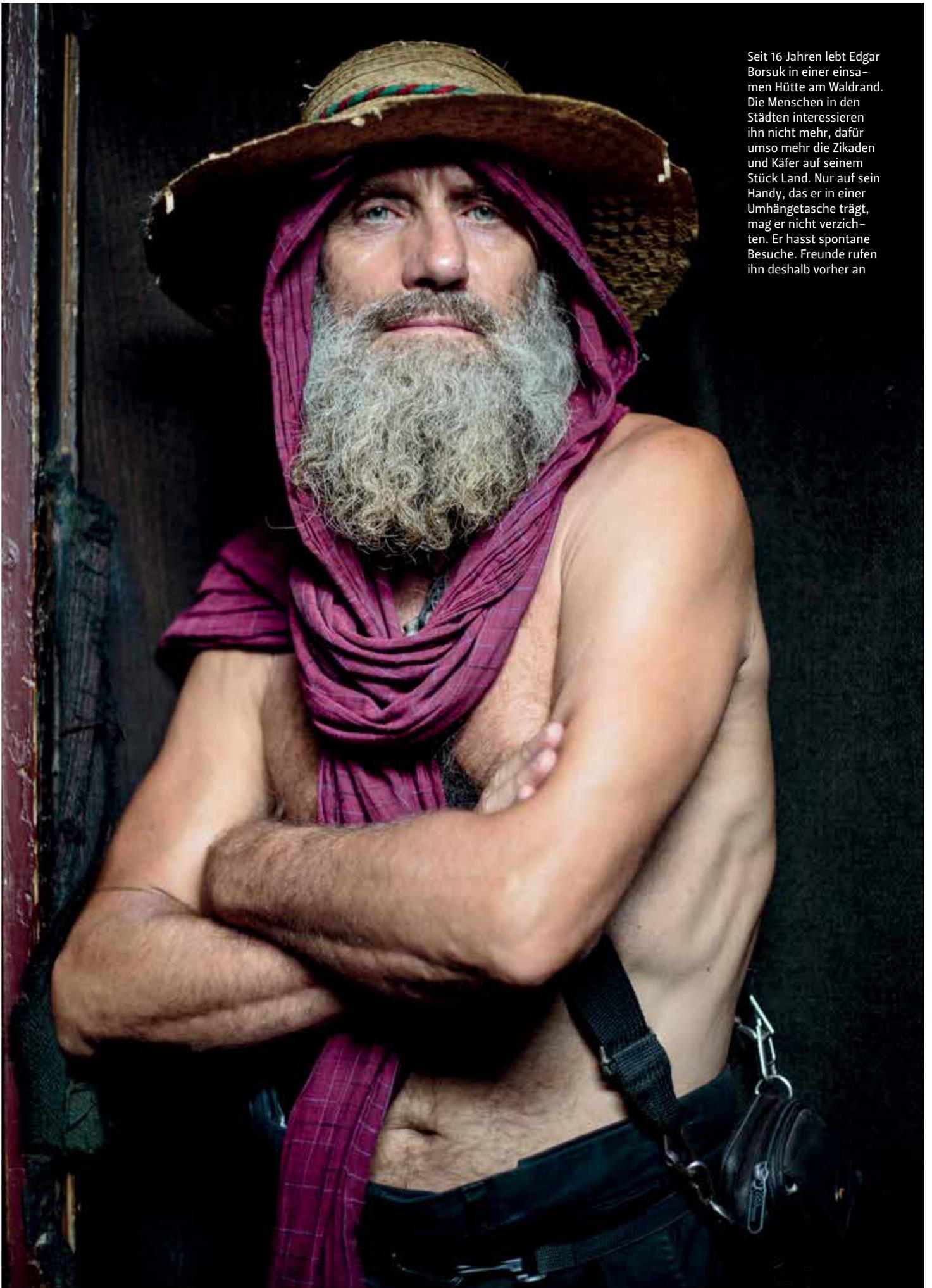
In den polnischen Waldkarpaten leben noch Wölfe, Bären und Luchse. Es ist eine der bevölkerungsärmsten Regionen Europas

ZURÜCK IN CISNA ERFAHREN WIR, DASS ES TIEF IM WALD NOCH KÖHLER GEBEN SOLL, DIE HOLZKOHLE PRODUZIEREN WIE IN URZEITEN





Einer der Männer kontrolliert den Schwelbrand im Ofen. Für die Zakapiory interessiert sich hier keiner. Gegen die einsame Arbeit hilft oft nur Alkohol



Seit 16 Jahren lebt Edgar Borsuk in einer einsamen Hütte am Waldrand. Die Menschen in den Städten interessieren ihn nicht mehr, dafür umso mehr die Zikaden und Käfer auf seinem Stück Land. Nur auf sein Handy, das er in einer Umhängetasche trägt, mag er nicht verzichten. Er hasst spontane Besuche. Freunde rufen ihn deshalb vorher an

Unsere Rucksäcke sind schwer wie Blei, wir haben Gastgeschenke dabei. Zwei Sechserpacks Bier und eine Flasche Wodka. Die Waldregion, in der die Köhler arbeiten sollen, liegt einen Tagesmarsch von Cisna entfernt. Wir sitzen am Straßenrand und warten darauf, dass uns jemand mitnimmt. Eine dicke Frau im roten Kleid radelt an uns vorbei.

„Worauf wartet ihr?“

„Wir wollen zu den Köhlern.“

„Was wollt ihr dort? Das sind schlechte Menschen. Nehmt euch in Acht!“ Nach einer Stunde und zwanzig Autos, die an uns vorbei gefahren sind, hält ein rostiger Lada. Es ist einer der Köhler, wir steigen ein.

Die sechs Smolarze, wie Köhler auf Polnisch heißen, vertreiben sich die Wartezeit, bis das Holz ausgeglüht ist, mit einer Kiste Bier. Aus einem Ofen steigt Rauch, es riecht nach süßlichem Räucherfisch. Ein Mann mit Schnauzbart, das Gesicht und der Oberkörper rußbeschmiert, schichtet Holz. Schweißtropfen rinnen seinen Rücken hinab. Der Waldboden ist übersät mit schwarzen Splittern, die in der Sonne glitzern wie Quarz.

Die Köhler interessieren sich nicht für die Zakapiory. Je später es wird, desto mehr Flaschen liegen am Boden. Es fällt uns schwer, ein Gespräch zu führen. Wir fahren zurück nach Cisna.

War's das? Unser letzter Versuch, einen echten Einsiedler zu finden, ist gescheitert. In wenigen Tagen werden wir abreisen.

„Hey Mädels, es gibt da vielleicht jemanden, der euch interessieren könnte.“ Es ist Darek, ein Einheimischer, der uns auch schon von Stanislaw erzählt hatte. Er sitzt an jenem Abend auf dem selben Barhocker, als wäre er nie weg gewesen. Vor ihm dampft ein Tee mit Schuss. „Ich kenne da jemanden, der seit vielen Jahren abgeschieden lebt, nicht weit von hier.“ Er erklärt uns den Weg.

Wir fahren eine Landstraße entlang, vorbei an Bergen und Bauernhäusern. Nach drei Kilometern kommen wir zu einer Weggabelung, auf der es Richtung Wald geht. Wir laufen hoch. Und plötzlich steht er vor uns: Edgar, der Einsiedler. Er hat den Körper eines 30-Jährigen, ist aber 57 Jahre alt.

„Dzień dobry!“ – guten Tag, sagt er und lächelt höflich. Agata streckt ihm zur Begrüßung die Hand hin. Edgar reagiert nicht. Wir wurden zuvor gewarnt, dass er Körperkontakt zu anderen Menschen meide, „wegen der Energie“.

Von seinem Grundstück sieht er die Berge, ein Meer aus mannshohem Gras liegt vor seiner Haustür. Die Halme wiegen sich wie Wellen im Wind. Im Gebüsch raschelt es: Bienen summen, Grillen zirpen, Hummeln brummen. Wenige Meter weiter beginnt der Wald.

Edgar Borsuk lebt seit sechzehn Jahren abgeschieden in seiner Hütte. Eine Birke schmiegt sich an das Haus, Weinreben ranken sich um die Fassade. Drinnen stapeln sich Holzscheite, Schnitzereien und Bücher. Spinnweben durchziehen die Ecken der Hütte, ab und zu krabbelt eine Spinne vorbei. Feiner Staub hat sich über das Mobiliar gelegt.

Das Grundstück, auf dem er lebt, hat er von Ersparnissen gekauft. Als er aus dem Norden in die Bieszczady kam, arbeitete er als Heizer und Tischler. Vom König der Waldkarpaten oder Stanislaw Laska hat er noch nie etwas gehört. Die Siekierzada-Bar hält er für einen teuflischen Ort, Edgar glaubt an die Existenz von Geistern und Dämonen. Von Alkohol hält er sich fern. Nur manchmal, wenn ein Freund zu Besuch kommt, trinkt er ein Bier.

Edek, wie er sich selbst nennt, scheint sich über unser Kommen zu freuen. Besuch hat er selten, wir haben Glück. Er spricht viel, als hätte er jahrelang geschwiegen. Von Liebe und



Für seine Schnitzereien erhält Edgar manchmal etwas Geld. Er braucht es im Winter, wenn sein Garten ihn nicht mehr ernährt



Edgars Leben spielt sich im Sommer fast ausschließlich draußen ab. Nur die Satellitenschüssel stört das idyllische Bild. Er braucht sie, um Al Jazeera zu schauen, seinen Lieblingssender

Tod, und von der Angst vor dem Alleinsein. Edek hat kaum soziale Kontakte, aber er ist nicht scheu. Sein türkisfarbener Blick ist durchdringend, fast hypnotisch.

In seinem Garten blühen Sonnenblumen und Zucchini. Er hat Kartoffeln und rote Bete angepflanzt. Bald sind die Äpfel und Hagebutten reif. Seit Kurzem ziert seinen Garten ein Walnussbäumchen. Mit einer Harke gräbt Edek behutsam die Kartoffeln für das Abendessen frei. Sie glänzen in der Sonne wie Goldnuggets. Dann zupft er die junge rote Bete aus der Erde und rupft etwas Dill. Genug Zutaten für die polnische Suppe Barszcz.

Während Edek ein Lagerfeuer entzündet, putzen wir die Kartoffeln am Bach, der eher einem Rinnsal gleicht. An unseren Füßen huscht eine Wasserspitzmaus vorbei.

Heute Abend ist Edek unser Koch. Er rührt im Topf, probiert das Essen aber nie zwischendurch. „Man darf nicht gierig sein, das verdirbt das Aroma.“ Bevor er den ersten Bissen nimmt, bedankt er sich dafür. Die Suppe ist pikant gewürzt, die rote Bete süß wie Zucker. Edek schenkt Tee aus wildem Thymian ein, den er bei Sonnenuntergang gepflückt hat. Früher angelte er gerne. „Eines Tages fing ich einen Fisch, der mir direkt in die Augen schaute.“ Er warf ihn zurück ins Wasser und ernährt sich seitdem vegetarisch. Auch Eier isst er nicht, weil sie eine Seele hätten.

Bis in die Nachtstunden sitzen wir am Lagerfeuer und lauschen Edeks philosophischen Gedanken. Es ist, als ob er uns sanft zu einem Leben wie dem seinen bekehren wollte. Nach dem Essen wollen wir unser Zelt aufschlagen, aber Edek lädt uns in seine Hütte ein. Wir willigen ein.

Der nächste Tag ist sengend heiß. Die Grillen zirpen in höchsten Tönen, als wäre es ihr letztes Konzert. Edgar Borsuk will im Wald Brombeeren sammeln. Er hat sich trotz der Hitze eine lange Hose angezogen, einen Schal um den Kopf gebunden, einen Hut aufgesetzt und gleicht jetzt einem Imker. Zügig durchschreitet er das Gebüsch. Das Unterholz ist dornig, seine Hose bleibt daran hängen. „Es macht mich traurig, wenn ich sehe, dass wieder ein Baum gefällt wurde. Deswegen versuche ich, ei-

SCHRITTE:

107 430



Drei Tage nachdem wir uns von Juliusz I. verabschiedet hatten, meldete sich der König noch einmal – per Mail. Er bedankte sich für den Besuch, er fühle sich wie verjüngt, schrieb er. Bei unserem nächsten Besuch, so seine Bitte, sollten wir allerdings „mehr Frauen mitbringen“



Essbare Landschaft: die Wiesen duften nach frischen Kräutern, im Wald gibt es Beeren zuhauf. Die Waldkarpaten sind ein Paradies für Aussteiger

nige zu retten, indem ich die Markierung des Försters zerstöre.“ Edgars Familienname „Borsuk“ bedeutet auf Polnisch „Dachs“. „Vielleicht passe ich deswegen so gut hier her“, scherzt er.

Wenn der Trampelpfad zum Wald mal wieder zuwuchert, nimmt Edek seine Sense zur Hand. Bevor er sie ansetzt, hebt er sanft die Grasbüschel hoch, um keine Zikade zu töten. Unter seinem Dach haben sich Vögel eingemistet. Er sagt, er verstehe ihre Sprache. Im Winter habe er eine Fliege gebändigt. „Als es wärmer wurde und ich ihr sagte, sie solle gehen, flog sie fort.“

Die Insekten summen, pfeifen und zirpen. „Wenn man genau hinhört, kann man mit den Grillen kommunizieren“, sagt Edek. „Wenn ich Gitarre spiele, zirpen sie im Rhythmus mit.“ Einsam fühle er sich nie. „Alleinsein, das existiert nicht! Es ist ein Konstrukt unserer Gesellschaft, wir sind immer verbunden mit dem Universum.“ Im Hintergrund dudelt seit dem frühen Morgen ein Radio. Whitney Houstons „I will always love you“ schallt über die Wiese. „Das Radio läuft, damit ich das Gefühl habe, dass jemand da ist.“

Edek will unabhängig leben und niemandem zur Last fallen. „Ich bin nicht mehr Teil des Finanzsystems und wenn ich doch mal Geld brauche, verkaufe ich meine Skulpturen.“ Im Sommer hat er viel zu tun. „Die Arbeit im Garten kann ich nicht hinauschieben. Mein Haus ist jetzt auch noch von Termiten befallen. Mache ich nichts dagegen, stürzt es mir im Winter zusammen.“ Die kalte Jahreszeit nutzt Edek, um kreativ und kontemplativ zu sein. Er malt, schnitzt und studiert die indischen Veden oder die Bibel. Ein alter Fernseher leistet ihm Gesellschaft. Am Liebsten schaut er Al Jazeera. Nur vom Internet hält er sich fern. „Die Menschen sind wie Fische in diesem Netz gefangen. Sie merken nicht, wie unfrei sie sind.“

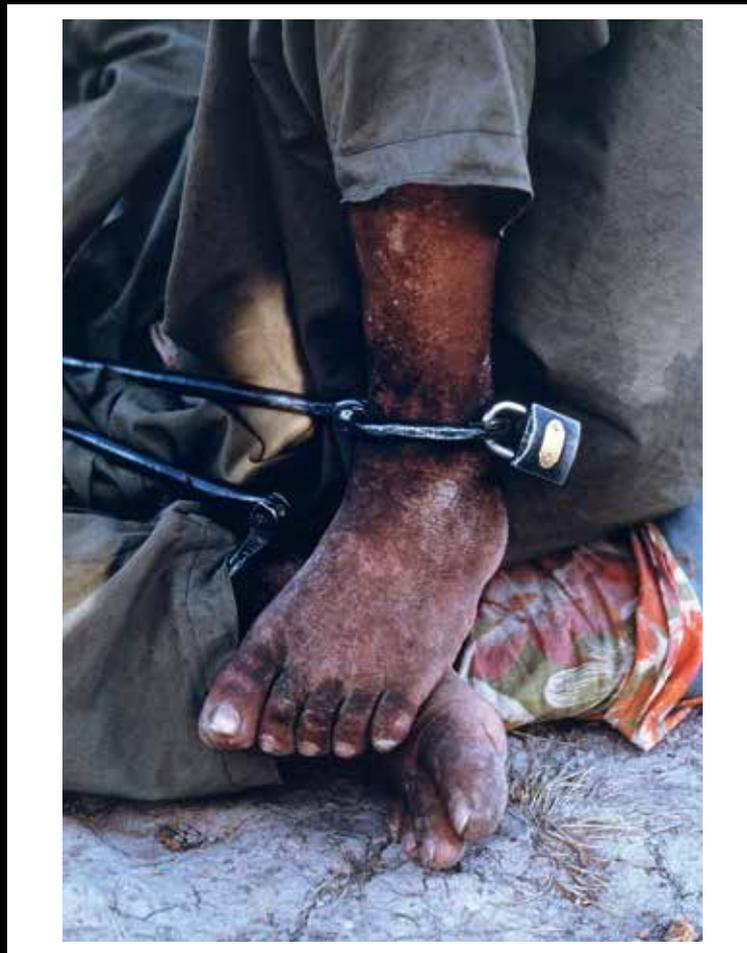
In seiner Hütte hat er für alle Fälle eine Schrotflinte deponiert. „Es ist vorgekommen, dass zwei Typen nachts in mein Haus steigen wollten. Ich habe sie dann verjagt.“ Im Winter hört er Wölfe im Wald heulen, manchmal entdeckt er auch Bärenspuren im Schnee.

Zum Abschied gibt Edek uns zwar nicht die Hand, dafür schenkt er uns ein Blatt seiner Birke. „Birken haben eine besonders gute Energie!“

Vor unserer Heimfahrt wollen wir uns noch einmal in der Imbissbude mit Stanislaw treffen. Die Kellnerin des Cafés sagt, dass er vor fünf Tagen mit dem Krankenwagen abgeholt wurde. Wenige Stunden später war er tot.

Sein Namensschild wird die Nummer 53 tragen an der „Kapselle der Erinnerung“.

11



Haut schwarz vor Dreck, angekettet, vergessen. Der Mann, dem diese Füße gehören, ist Patient in einem Krankenhaus für Menschen mit psychischen Störungen in Herat, Afghanistan. Viele Patienten sind Soldaten, traumatisiert durch Jahre des Krieges. Hier marschieren sie nicht mehr, sitzen nur reglos. Warten

„Run when you can, walk when you have to, crawl if you must, just never give up“

DEAN KARNAZES

DIE ZAUN-KÖNIGE

TEXT: RAPHAEL THELEN
FOTOS: MARIA KLENNER



Militär-Bulldozer
schlagen Schneisen
in die Landschaft:
Der neue Elserne
Vorhang entlang der
ungarisch-serbi-
schen Grenze wird
175 Kilometer lang

In Syrien waren sie Ingenieure und Computerspezialisten, jetzt laufen die Flüchtlinge verängstigt durch das Schilf des serbischen Grenzgebiets

Ungarn baut den längsten Zaun Europas. Die einen feiern, die andern fürchten ihn. Täglich ziehen tausende Flüchtlinge durch das Grenzdorf Ásothalom, in dem ein Deutscher wohnt, der für Ordnung sorgen will



„Krieg zerstört dich innerlich“, sagt Abdulrahman Nahhas. Deshalb schiebt er Erinnerungen und Gedanken weit von sich und blickt nach vorn

D

Drei Dinge schleppt Abdulrahman Nahhas in seinem Rucksack mit: ein arabisches Gewand, einen Erste-Hilfe-Kasten und ein Paar neue Schuhe. Das Gewand hat ihm ein Freund aus seiner Heimatstadt Aleppo geschenkt, der vor acht Monaten im Krieg verschwunden ist. Der Erste-Hilfe-Kasten ist das Einzige, was von seinem Auto nach einem Bombentreffer übrig blieb. Mit den Pflastern verarztet Nahhas seine wundgelaufenen Füße und die seiner Freunde. Die neuen Schuhe wird er erst in Deutschland anziehen, damit man ihn nicht gleich als Flüchtling erkennt.

Neben diesen drei Dingen begleitet ihn eine weitere Last: die Angst. Aus Angst verließ er seine Heimat, sie verfolgt ihn auf der Flucht und erwartet ihn an seinem Ziel. Nahhas hat Angst vor Menschen wie Heinz Benisch. Der Deutsche lebt in einem kleinen Haus in Ásotthalom, einem ungarischen Dorf an der Grenze zu Serbien. In seinem Garten stehen Gartenzwerge, sein Schäferhund Arco bellt hinterm Lattenzaun, an seinen Motorroller hat er deutsche Kennzeichen geschraubt. Auch Benisch hat Angst vor dieser Welt, die ihm immer fremder wird. Jetzt dringen Flüchtlinge zu Hunderten und Tausenden in Ásottha-

lom ein. Einer von ihnen wird Nahhas sein, der sich auf dem Parkplatz eines Supermarkts in der serbischen Stadt Subotica auf den Grenzübertritt vorbereitet: Richtung Deutschland. Deutschland, das ist für ihn ein bisschen Mercedes-Benz, ein bisschen Bayern München, ein bisschen Angela Merkel. Mit ihm sind elf Millionen Syrer auf der Flucht, mehr als Ungarn Einwohner hat. Weltweit sind es sechzig Millionen Menschen. Es ist der größte Exodus aller Zeiten. Eine Landkarten-App ist ihr Moses.

Nahhas beugt sich über einen Tabletcomputer und starrt auf die App. Seine Welt schrumpft auf den Ausschnitt der Karte. Gelbe Linien und graue Rechtecke, die zwischen seinem Standort und der gestrichelten Linie oben links im Display liegen: die Grenze. Welchen Linien soll er folgen, welche Rechtecke meiden, wo die gestrichelte Linie überqueren? Die Frage lautet auch: Wie entkommt er den Pakistaner-Gangs, von denen es heißt, sie raubten die Flüchtlinge aus? Und an welcher Stelle kann er die Grenze überqueren, ohne dass ihn die ungarische Polizei aufgreift?

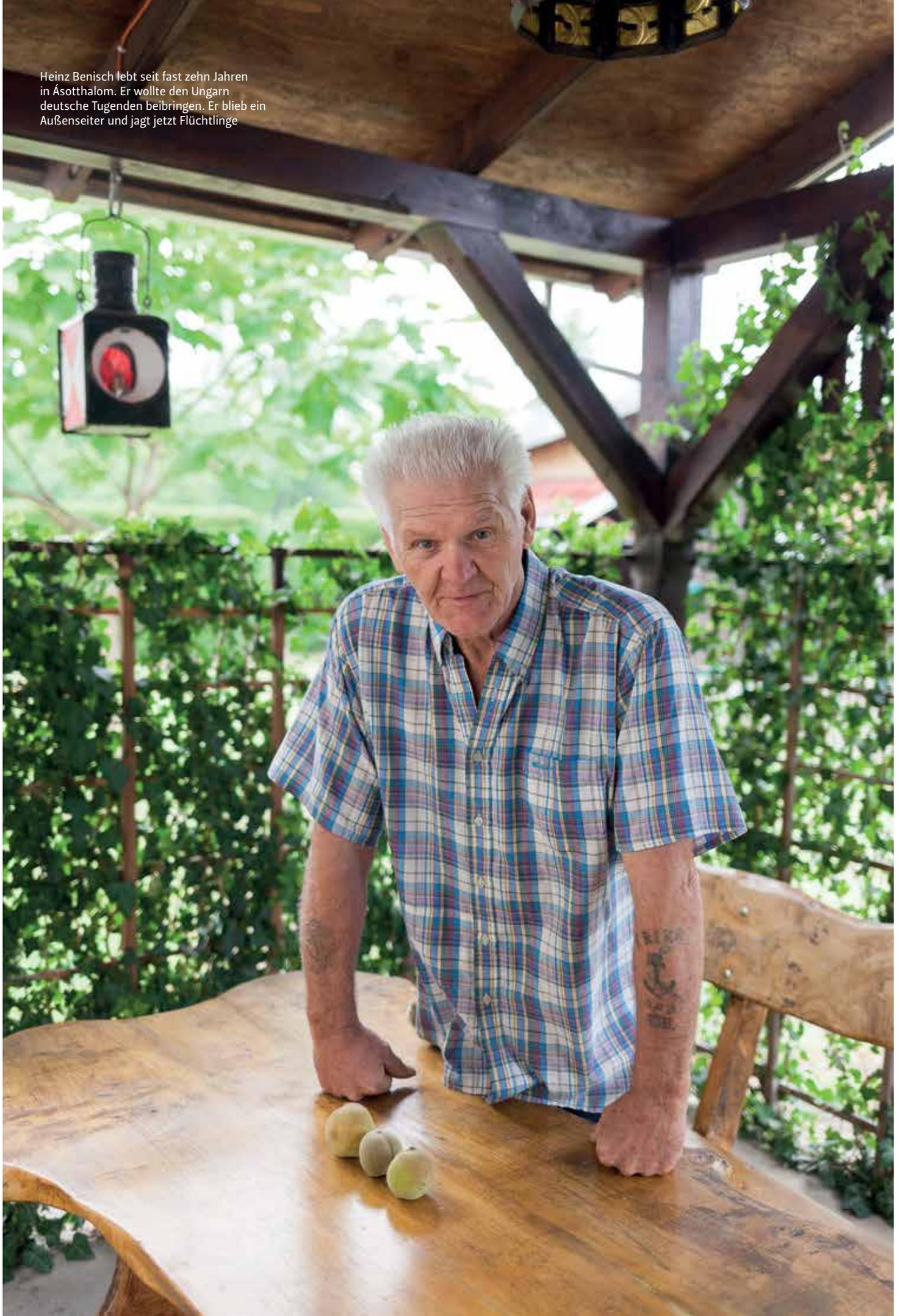
Auf der anderen Seite der Grenze, in Ásotthalom, wo sich die öde Weite der ungarischen Puszta öffnet, schiebt Heinz Benisch seinen Motorroller aus dem Gartentor. Einmal pro Woche macht er eine Kontrollfahrt durch „sein Dorf“, um nach dem Rechten zu sehen. Er hält sich für Deutschlands letzten Außenposten, der seinen „kulturlosen“ Nachbarn die Zivilisation bringt. Bei jeder Tour schnellt sein Puls in die Höhe. Mit wachsender Zahl an Flüchtlingen mehr als sonst.

Seit 2001 lebt er in Ásotthalom, ein Frührentner, der als älterer Mann bei einem LKW-Unfall sein linkes Bein verlor. Trotzdem karrte er in den Jahren danach Artischocken aus Sizilien nach Ungarn und während der Balkankriege Schweinebäuche und Rinderhälften aus Jugoslawien nach Deutschland. Schließlich gehörten ihm vier Lastwagen, ein Rennboot und zwei Pferde. „Mein Lastwagen hatte fünfhundertvierzig PS! Das war ein Schlachtschiff“, sagt er. „Wir wurden auch beschossen, ja, aber dafür gab’s gutes Geld!“ Wenn er spricht, schnellten seine Arme hoch, wie bei einem, der Übung darin hat, die Aufmerksamkeit an Stammtischen zu erkämpfen. Er dröhnt, als würde er von dem Kompressor angetrieben, der früher seinen BMW auf 260 Sachen beschleunigte. Damals erwischte ihn die ungarische Polizei. „Ihre Mützen hielten sie mir hin, die vier Typen, in jede musste ich zweihundertfünfzig Euro stecken, um meinen Lappen zu behalten.“ Doch das war früher. Heute fährt er einen Ford Escort. Er erobert nicht mehr die Straßen der Welt, sondern verschanzte sich hinterm Gartenzaun – und hinter seinen Vorurteilen. Sein Stammtisch sind die Kommentarspalten der Onlinezeitungen, in die er Schneisen der Vereinfachung schlägt.

Nahhas ist Teil dieser fremden und unübersichtlichen Welt, die Benisch verunsichert. Früher, das heißt, bevor man in Syrien wegen eines Facebook-Posts gefoltert und gekreuzigt werden konnte, bevor der Krieg ausbrach, arbeitete Nahhas in Aleppo als Computertechniker der syrischen Staatsbahn. „Mein Leben war ein Traum“, schwärmt er. „Ich hatte eine liebe Familie, meine beiden Söhne besuchten eine gute Schule, wir besaßen ein Haus und ein Auto.“ Selbst auf der Flucht versucht er, die Form zu wahren, trägt ein modisch beiges Hemd und achtet darauf, immer rasiert zu sein. Nur seine Hosenbeine, die er wegen der Hitze oberhalb der Knie gekappt hat, stören den gutbürgerlichen Eindruck. Um seiner Frau den Anblick eines verwilderten Flüchtlings zu ersparen, schickt er ihr von unterwegs per WhatsApp nur Bilder, die ihn vom Gürtel aufwärts zeigen.

Warum diese kleine Täuschung nötig wurde, was der Krieg mit Syrien und seinen Menschen macht, kann Muhammad Zarkar besser erzählen. Während sein Freund Nahhas auf sein Äußeres

Heinz Benisch lebt seit fast zehn Jahren in Ásotthalom. Er wollte den Ungarn deutsche Tugenden beibringen. Er blieb ein Außenseiter und jagt jetzt Flüchtlinge



UNGARN

Ásotthalom

SERBIEN

Subotica

»MEIN LEBEN WAR EIN
TRAUM. ICH HATTE EINE
FAMILIE, MEINE BEIDEN
SÖHNE BESUCHTEN
EINE GUTE SCHULE,
WIR BESASSEN EIN HAUS
UND EIN AUTO«

ABDULRAHMAN NAHHAS

Immer am Gleis entlang: Nahhas und Zarkar orientieren sich an Schienen und Autobahnen. Ihr Ziel ist Deutschland, alle anderen Länder durchqueren sie möglichst schnell

bedacht ist, die kleinen Geschenke der Welt liebt, ist Zarka ein eher nachdenklicher Typ. Weil er so viel liest, nannte ihn seine Mutter ihre „Büchermäus“.

Zarka studierte Betriebswirtschaftslehre, fand einen Job bei der syrischen Staatsbahn, wo er Nahhas kennenlernte. Die Arbeit bedeutete ihm nicht viel, war aber unabdingbar für seinen Traum: sich zu verlieben, eine Frau zu finden und Kinder zu bekommen. Der Krieg machte seinen Traum zunichte. „Verdammt, ich bin einunddreißig und immer noch unverheiratet“, sagt er. Nach Deutschland will er, um eine zweite Chance zu bekommen. Seine Mutter und Schwester musste er in Aleppo zurücklassen. Die Schwester überlebte mit knapper Not eine Verletzung, die ihr ein Scharfschütze während eines Straßenkampfes in Aleppo zufügte. Zarka wollte die beiden nicht im Stich lassen. Doch die Armee rekrutiert mittlerweile auch Männer in seinem Alter – und was das bedeutet, kennt er seit seinem Wehrdienst: Demütigungen, Erschöpfung, Drill. Wäre er nicht abgehauen, wären noch zwei Dinge dazu gekommen: Töten und Sterben.

S einen Traum leben, das wollte auch Benisch. Deswegen kam er nach Ungarn. „Andere lieben Pferde, ich hatte sie“, sagt er. „Durch mein Geld hatte ich Macht.“ Er drückt den Anlasser am polierten Chromlenker seines Motorrollers, fährt am Blumenladen vorbei, biegt am Ende der Straße rechts ab und passiert das kleine Rathaus, die Kirche und die Bar, in der Männer in karierten Hemden Bier trinken. Gleich darauf lässt er die rissigen Bürgersteige hinter sich und damit den Ort, der so ähnlich auch in Sachsen liegen könnte. Hinter dem letzten Haus mit seinen hohen Zäunen mündet die Hauptstraße in eine Chaussee, die viele kleine Grenzorte verbindet und an der das Niemandsland zwischen Serbien und Ungarn aus Feldern, Wäldchen und einsamen Weilern endet. Dunkler Wald zieht an Benisch vorbei, als er zu seinem ersten Kontrollpunkt abbiegt.

Hinter einer langgezogenen Kurve entdeckt er einen verdreckten Reisebus, der mit laufendem Motor am Straßenrand steht. Daneben zwei Polizeiwagen. Die Polizisten hetzen auf und ab, treiben eine Gruppe Flüchtlinge an. Die sollen sich in Zweierreihen aufstellen, bevor sie in den Bus einsteigen. Es ist einer der Punkte, an denen die Polizei Flüchtlinge zusammenreibt, die sie an der Grenze aufgegriffen hat. Die Polizisten tragen Latexhandschuhe und Mundschutz. „Flüchtlinge verbreiten gefährliche Krankheiten“, sagen sie. Benisch steuert rechts an dem Bus vorbei und bezieht Posten in sicherem Abstand.

Was den Flüchtlingen hier passiert, ist genau das, wovor Nahhas und Zarka nach dem Grenzübertritt auf der Hut sein müssen: bloß nicht von der Polizei aufgegriffen werden. Jeder, den sie schnappen, muss in Ungarn Asyl beantragen. Aus der Traum von Deutschland. Stattdessen: überfüllte Lager, prügeln-de Polizisten, ewig dauernde Asylprozesse.

Auf dem Parkplatz zieht eine Gruppe von vierzig Afghanen an Nahhas und Zarka vorbei. Junge Männer, Väter mit Plastiktüten und Bündeln in den Händen, Mütter mit Säuglingen vor der Brust. Ihre dunklen Gesichter sind müde. Die Kinder lassen sich stumm mitziehen. Nahhas und Zarka folgen ihnen, an den Obstständen vorbei, hinter dem Tennisplatz auf die Gleise. Zwischen den Schwellen ragt spitzer Schotter, der sich in die Sohlen bohrt, auf dem man leicht umknickt. Vom Tennisplatz hört man das Stöhnen der Spieler. Ein paar Schritte weiter nur noch Grillen, die im verdorrten Gras zirpen, und in der Ferne heiseres Bellen.

Heinz Benisch klappt das Visier seines Helms hoch und starrt hinüber zum Sammelpunkt, wo die Flüchtlinge stehen. Er sieht:



Schilder warnen vor Gift. Serbische Bauern haben sie aufgestellt, um Flüchtlinge davon abzuhalten, die Früchte zu pflücken

fremde Gesichter, gebeugte Gestalten, verschlissene Taschen. „Guck dir das an, Dreck hoch drei, den die hier machen! Wir brauchen wieder Soldaten und Hunde an der Grenze!“, schimpft er. „Und dann gibt’s nur eins: alle in ein Flugzeug und ab in ihre Länder.“ Benisch kennt diesen Anblick, er gehört zum festen Bestand seiner Kontrollfahrten. 110 000 Flüchtlinge hat Ungarn dieses Jahr registriert. Bis zu dreitausend kommen täglich. Die meisten über diesen Grenzabschnitt.

„Letztens habe ich eine Gruppe gesehen, da ging einer auf Krücken vorneweg. Der hatte nur ein Bein. Was will so einer in der Union? Der kann doch gar nicht arbeiten!“ Benisch gibt Gas, der Sammelpunkt verschwindet im Rückspiegel. Er steuert sein zweites Ziel an: den Zaun, der ihn gegen die Eindringlinge abschirmen soll.

Auf der anderen Grenzseite klettern Nahhas und Zarka vom Bahndamm auf einen Sandweg. Noch sind es acht Kilometer. Sie wollen die Grenze eine Stunde vor Mitternacht überqueren, in der Hoffnung, dass dann wenig Polizei unterwegs ist. Nahhas und Zarka treffen solche Entscheidungen gemeinsam, seit sie sich vor einigen Wochen in der Türkei wiedertrafen, wo jeder dem Schleuser für die nächtliche Überfahrt in einem Schlauchboot zur griechischen Insel Kos tausend Dollar in die Hand drückte. „Man zahlt für seine eigene Beerdigung“, sagt Zarka.

Der Schleuser klemmte einen Elektromotor an das Bootsheck, der sich als viel zu schwach für seine menschliche Fracht erwies – Nahhas, Zarka, vier weitere syrische Freunde, drei Pakistaner und der Schleuser. Kurz nach dem Ablegen verlor der Schleuser die Kontrolle über das Boot. Wellen schlugen über



Der Bürgermeister von Ásotthalom, László Toroczkai, zündete 2006 mit einem rechten Mob das Gebäude des öffentlich-rechtlichen Fernsehens an. Die Redaktion hatte sich geweigert, eine Verlautbarung von ihm zu verlesen

die Bordwände. Nahhas und Zarka krallten sich fest, schickten stumme Gebete in den Nachthimmel, sprachen sich gegenseitig Mut zu. Eine Strömung ergriff das Boot und drohte, sie aufs offene Meer zu ziehen. Wie durch ein Wunder erreichten sie im Morgengrauen das rettende Ufer. Aus Angst vor der Aggression, die Flüchtlingen in Griechenland entgegenschlägt, überquerten sie möglichst schnell die Grenze nach Mazedonien, schlichen bei Nacht nach Serbien hinüber, um an Europas Ostgrenze zu landen, jener magischen Linie auf der Landkarte.

Benisch nähert sich ihr auf seinem Roller. Nach einer halben Stunde Fahrt drosselt er auf einem Feldweg die Geschwindigkeit. Kontrollpunkt zwei. Am Ende des Wegs stehen zwei Polizisten unter einer Pappel. Hinter ihnen schneidet ein vier Meter hoher Zaun die Landschaft entzwei. Oben und unten ist er mit NATO-Draht bewehrt. 175 Kilometer soll er lang werden und Menschen wie Nahhas und Zarka daran hindern, die Europäische Union zu erreichen. Ein vorläufiger Zaun ist bereits fertig, doch hält er die Flüchtlinge kaum auf. Wegen des Zaunbaus drängen gerade jetzt so viele Flüchtlinge zur Grenze nach Ungarn. Die Nachricht davon hat sich bis nach Afghanistan und Syrien verbreitet und die Menschen wollen rüber, bevor es zu spät ist. „Unser Bürgermeister László Toroczkai war der Erfinder dieses Zauns. Das muss mal gesagt werden!“, sagt Benisch. „Der ist zwar ein Rechter, von der Jobbik-Partei, aber nicht alles, was er macht, ist schlecht.“

László Toroczkai ist ein Held der Rechtsradikalen Ungarns. Er hat gute Verbindungen zu den Pfeilkreuzlern, jenen Braunhemden, die der deutschen SS dabei halfen, mehr als eine halbe

Million Juden nach Auschwitz zu deportieren. Auf Facebook ruft Toroczkai dazu auf, männliche Flüchtlinge an der Grenze mit Gummigeschossen aufzuhalten. Seine Partei Jobbik pflegt gute Beziehungen zur deutschen NPD. „Die Migranten kommen aus einer Kultur, in der Konflikte durch Mord gelöst werden“, sagt er. „Und sie sind eine Gefahr für die öffentliche Gesundheit.“ Am schwarzen Brett vor seinem Rathaus hat er ein Plakat mit eben dieser Warnung angeschlagen. Darauf ist ein Arm zu sehen, der von nässenden Eiterblasen übersät ist, dazu Männer in Schutzanzügen, die eine Krankentrage in eine Ambulanz schieben. Es sieht nicht nach Menschen mit wundgelaufenen Füßen aus, sondern nach Ebola-Opfern in Westafrika.

„Wenn ich so sehe, wie runtergewirtschaftet das Dorf vor fünf bis sechs Jahren war, dann muss ich sagen: Toroczkai macht eine gute Politik“, sagt Benisch. „Er hat die Gebäude renoviert, und die Straßen sind sauberer.“

Nahhas und Zarka hetzen entlang der Gleise den Sandweg runter, bis er an einem Schilfgebüsch endet. „Beeilt euch, bleibt zusammen!“, ruft ein syrischer Flüchtling, der mit ihnen auf dem Boot war. „Denkt an die Pakistanner!“ Die sechs Syrer kämpfen sich durch den Schilf. Flüchtlinge, die vor ihnen durchkamen, haben einen schmalen Pfad ausgetreten, der auf den Bahndamm stößt. Auf allen Vieren klettern Nahhas und Zarka hoch. Wer es geschafft hat, streckt den anderen die Hand entgegen.

Auf der anderen Seite stehen pastellfarbene Bungalows mit roten Schindeldächern und gepflegten Vorgärten. Sie halten Zarkas Blick gefangen. Da steht sein Traum. „Ich will studieren, einen Job finden und endlich eine Familie gründen“, sagt er. Bellende Hunde springen an den Zäunen der Bungalows auf und ab.

Ein Stück weiter laufen sie an einem Schild vorbei, das nach Norden zeigt: „Ásotthalom“, steht darauf – der erste Ort im Gelobten Land, die Pforte zum Paradies. Vor einer Apfelplantage steckt ein weißes Holzschild im Boden. Mit roter Farbe steht darauf in Arabisch und Englisch: „Achtung! Ungenießbare Äpfel. Chemisch behandelt.“ Darüber ist ein Totenkopf gemalt. Einer der Männer läuft in die Plantage hinein und pflückt einen Apfel.

Inzwischen hat Benisch seinen dritten Kontrollpunkt erreicht. Auch hier hängt ein Schild: „Betreten verboten“. Das Anwesen des Bürgermeisters. Neben dem Bungalow mit dem roten Dach ragt eine Säule in den Himmel. Darauf thront ein Vogel, der ein Schwert im Schnabel hält. Es ist ein Turul-Vogel, das Kampfsymbol der neuen Rechten in Ungarn.

Die Landstraße verläuft schnurgerade am Anwesen vorbei Richtung Grenze. Benisch parkt am Rand, schaut, ob nicht irgendwas passiert ist. Der weiße Polizeibus taucht am Ende der Straße auf und hält auf Benisch zu. Erst im letzten Augenblick weicht der Fahrer aus, hebt den Arm, schreit aus dem Seitenfenster auf Benisch hinab. „Das war so ein Jobbik-Fahrer!“, ruft Benisch. „Der wollte mich weghauen!“

Die Rechtsradikalen der Jobbik-Partei treiben die Regierungspartei Fidesz in Budapest zunehmend vor sich her. Fidesz ist die Schwesterpartei der deutschen CDU im Europaparlament. Ministerpräsident Viktor Orbán spricht von den Ungarn als „aussterbende Art“. Einer seiner engsten Vertrauten, Zsolt Bayer, schrieb kürzlich: „Ein bedeutender Teil der Zigeuner ist nicht geeignet, unter Menschen zu leben. Sie sind Tiere. Diese Tiere sollen nicht sein dürfen. In keiner Weise. Das muss gelöst werden – sofort und egal wie.“



Die Flüchtlinge hoffen, dass die Dunkelheit sie vor den Blicken der Grenzpolizei schützt. Eine letzte Zigarette beruhigt die Nerven



Ein ungarischer Feldhüter informiert Flüchtlinge über den Weitertransport ins Lager. Sie haben es bis hierher geschafft, sie wollen es auch bis Deutschland schaffen



Muhannad Zarka hat Sehnsucht nach seiner Familie in Syrien und ist sich nicht sicher, ob er in Deutschland willkommen ist. Soll er umkehren, fragt er sich

SCHRITTE:

111 218



Die Unterkunft von Raphael Thelen und Maria Klenner in Asotthalom war ein Landhaus am Rande des Dorfes, umgeben von einer hohen Mauer. Der Besitzer begrüßte die beiden und deutete auf das massive Holztor: „Keine Angst, hier seid ihr vor den Flüchtlingen sicher“

Über Nahhas und Zarka geht zwei Kilometer vor der serbischen Grenze ein fetter Vollmond auf und taucht alles in fahles Licht: gedrungene Büsche, Müll, Gleise. Unter einer Brücke halten sie an, sie sind schneller vorangekommen als erwartet, wollen Kraft sammeln für das letzte Stück, für den Sprung über Europas Grenze. Aus ihren Rucksäcken holen sie Wasserflaschen und ein paar Kekse. Es ist still, abgesehen von den Autos, die auf der nahegelegenen Autobahn Richtung Grenze fahren. Es ist kühl geworden, die Freunde rücken zusammen, wickeln sich in Decken und legen die Köpfe auf ihre Taschen. Zarka will reden.

„Die Deutschen sind ein stolzes Volk. Sie wollen keine Anderen in ihrem Land, und ich habe Angst, dass ich das spüren werde“, sagt er. Der Grund für seine Angst: Auf Al Jazeera hat er einen Bericht über Sachsen gesehen, über brennende Flüchtlingsheime und pöbelnde Nazis. Der Gedanke lässt ihn nicht los, dass ihm in seiner Heimat der Tod droht und es in Deutschland auch keine Sicherheit für ihn gibt.

Benisch fährt auf dem Rückweg bei seinem Freund Csaba vorbei. Vierter Stopp. Csaba, ein gemütlicher Dickbauch mit Rauschebart, serviert Kaffee in kleinen Tassen und Feigen aus seinem Garten. Benisch erzählt vom Zaun und dem Busfahrer, der ihn umfahren wollte und plötzlich verliert der Kompressor in ihm etwas Druck. In diesem Moment der Ruhe wird ihm bewusst, dass er in diesem fremdenfeindlichen Ungarn selbst fremd ist. Ein Ausländer! „Naja, entweder sie lassen mich in Ruhe, oder sie drangsaliieren mich, dass ich freiwillig hier abhaue. Und schon jetzt geht’s in diese Richtung. Dann habe ich die Arschkarte gezogen“, sagt er und macht eine kurze Pause. Und was dann? „Natürlich gehe ich dann zurück nach Deutschland“, sagt er, und seine Stimme gewinnt wieder an Fahrt. Er schlägt auf den Tisch, dass die Kaffeetassen klirren. „Und wenn da ein Ungar ist, dann sag ich: Du, ab nach Hause! Ich bin von euch rausgeschmissen worden, und ich schmeiße dich raus.“

Nahhas hievt seinen Rucksack auf den Rücken und raucht eine letzte Zigarette. Dann klettern er, Zarka und die anderen vier den Hang hoch zur Brücke, steigen über die Leitplanke und gehen das Gelände entlang. Am nördlichen Nachthimmel fächern sich die Scheinwerfer des nahegelegenen Grenzübergangs auf, wie die geöffneten Flügel eines Tors. Im Mondlicht zeichnet sich die Reihe der Flüchtlinge ab. „Scheiß Mond“, sagt Nahhas. „Jetzt können wir zwar sehen, wohin wir treten, aber nachher hilft es der Grenzpolizei.“ Noch einen Kilometer. Sie laufen an einem Feld mit Sonnenblumen vorbei, die ihre schwarzen Köpfe hängen lassen. „Ist das Gebiet hier vermint?“, fragt Nahhas leise. Niemand antwortet. Ein Hochstand ragt in den Himmel. Sie verlassen den Weg, laufen querfeldein. Noch fünfhundert Meter. Das betaute Gras durchnässt ihre Schuhe. Irgendwo krächzt ein Vogel. Plötzlich ein schemenhafter weißer Kasten auf der anderen Seite der Grenze. „Ein Polizeibus?“, flüstert Nahhas. Eilig tauchen sie ein in den Schatten einer Reihe Papeln. Laub knistert unter ihren Schuhen. Nein, kein Polizeibus, sondern ein gedrungenes Bauernhäuschen, jetzt können sie das rote Dach vor den dunklen Bäume erkennen. Nur noch hundert Meter. Sie kreuzen einen Feldweg und laufen am Rand eines abgeernteten Maisfelds auf die Grenze zu. Ohne Sichtschutz. Vor ihnen ein Pfad, den andere vor ihnen ausgetreten haben. Weiter vorn prangt der weiße Grenzstein im Mondlicht. Sie springen über einen schmalen Graben. Noch zwanzig Meter. Da ist der planierte Streifen, auf dem gerade der Zaun entsteht. Sie laufen geduckt darüber hinweg. Noch zwei Meter. Dann verschwinden sie im Dunkeln.

12



Groß, markante Gesichtszüge, volle Lippen – Mario Galla, begehrtes Model großer Designer, kam mit einem verkürzten rechten Oberschenkel zur Welt. Auf den Catwalks von Mailand, London und Paris läuft er auch als Botschafter für die Organisation „Handicap International“

„Es sind nicht unsere Füße, die uns bewegen, es ist unser Denken“

MISTER LEE

WO IST KARL?

TEXT: CELINA DE CUVELAND
FOTOS: ARZU SANDAL

Kann ein Mensch spurlos verschwinden? Im Tiroler Kaunertal rätselt man seit Monaten über den Verbleib eines deutschen Urlaubers. Die Bergwacht, die Alpinpolizei und die Angehörigen haben nicht den geringsten Hinweis

D



Der Kaunertalerhof liegt idyllisch inmitten der Tiroler Alpen. Zwei Wochen lang wollte Karl-Heinz Hunold im Dezember 2014 dort Urlaub machen

Drei Tage vor Heiligabend 2014 verschwindet Karl-Heinz Hunold. Noch liegt in dem Tiroler Ferienort Feichten kein Schnee, doch eine erste Eisschicht bedeckt den Boden. Auf den steilen Berghängen des engen Tals ragen düstere Fichten in die Höhe. Forstwege fressen sich in undurchdringliches Unterholz. Der Berg gibt und der Berg nimmt, sagen die Tiroler.

In den Tiroler Alpen sind in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder Personen verschollen. Bei nahezu allen gab es Anhaltspunkte, warum und wo sie verschwunden sind. Der Fall von Karl-Heinz Hunold gibt allerdings Rätsel auf.

Die Letzte, die den Gast aus Thüringen gesehen hat, ist die Hotelwirtin Jana Hafele. Karl, wie ihn seine Freunde nennen, ist 56 Jahre alt, ein drahtiger Mann mit kurzem, grauem Haar. An der Rezeption des Kaunertalerhofes fragte er am 21. Dezember nach einer Wanderkarte. Es ist ein sonniger Sonntagmorgen. „Karten gibt es nur an der Touristen-Information im Ort“, sagt Jana Hafele. „Aber die hat heute geschlossen. Sie müssen sich bis morgen gedulden.“ Karl bedankt sich und geht.

Feichten ist ein Teilort der 600-Einwohner-Gemeinde Kaunertal. Die Häuser sind weiß verputzt, darüber Dachstühle aus dunklem Holz, an jeder Tür ein Schild mit der Aufschrift: Ferienwohnung. Die Pensionen schmiegen sich an die Hauptstraße. Weg von den steilen Berghängen, von denen im Winter

die Lawinen ins Tal donnern. Der Kaunertalerhof steht in der Dorfmitte. Kuhweiden, eine kleine Kirche und ein Spielplatz rahmen das Hotel ein.

Als Karl-Heinz Hunold am Abend nicht zum Essen auftaucht, wundern sich die Wirtsleute nicht. Vielleicht hat er in einem Gasthof zu Abend gegessen oder übernachtet auf einer Berghütte, weil er vor Einbruch der Dunkelheit den Abstieg nicht mehr geschafft hat. Am Tag danach ist sein Bett unbenutzt. Die Wirtin informiert die Polizei.

Andreas Falkeis nimmt den Anruf entgegen. Der Alpinpolizist bleibt ruhig. Er ist schlaksig, seine Haut ist von der Sonne gebräunt und seine Haare glänzen in hellem Blond. Vermisstenmeldungen sind für ihn Routine, er erhält hunderte in einer Saison. Im Winter werden die Anzeigen nahezu stündlich gemeldet.

Handelt es sich dieses Mal um einen Ernstfall? Es gab ja schon alles Mögliche. Als vermisst gemeldete Frauen saßen fröhlich in Innsbruck im Theater. Vermisste Männer, die sich auf einer Wanderung in der Zeit verschätzt haben, tauchten einen Tag später wohlbehalten wieder auf.

Falkeis entscheidet, einen Kollegen in den Kaunertalerhof zu schicken. Vielleicht hat Karl-Heinz Hunold das Gebäude gar nicht verlassen. „Es kam schon vor, dass sich ein Hotelgast auf



Jeden Wanderweg suchten
die Bergretter ab. Doch
nirgendwo fanden sie eine
Spur des Verschollenen



Erinnerungen an Karl: Freundin Martina blättert im Fotoalbum. Sie waren oft gemeinsam verreist

der Suche nach der Sauna in den Keller verirrt hatte und dort einen Herzinfarkt bekommen hat“, sagt Falkeis. Wenig später ist klar: Der Vermisste ist nicht mehr im Hotel.

Die Spurensuche beginnt.

Zimmer Nummer 310. Andreas Falkeis schaut sich um. Ist irgendetwas auffällig? Das Handy. Karl-Heinz Hunold hat sein Handy im Hotelzimmer zurückgelassen. „Ein echtes Problem“, sagt Falkeis. „Hätte er es mitgenommen, hätten wir den letzten Funkmast orten können, in den es eingeloggt war.“ Der Polizist notiert die letzten zwei Telefonnummern, die der Vermisste notiert die letzten zwei Telefonnummern, die der Vermisste gewählt hatte. Eine davon gehört Martina Hartung.

In Thüringen klingelt ihr Telefon. Als Martina Hartung den Hörer abnimmt, erklärt ein österreichischer Polizist, dass ihr bester Freund vermisst wird. Damals denkt sie: Ach, den finden die noch. „Mein Mann Matthias und ich waren uns sicher, dass er einfach bei jemand anderem übernachtet hat“, sagt sie mit breitem, thüringischem Akzent. Martina ist 47 Jahre alt. 18 Jahre hält ihre Freundschaft mit Karl nun schon. Sie wohnt nur wenige hundert Meter von seiner Neubauwohnung in Leinefelde entfernt. Einen Tag vor seinem Verschwinden telefonierten sie zum letzten Mal. Ein Kurzgespräch. Martina saß in einem chinesischen Restaurant. Hatte keine Zeit, das Essen wartete. Auch Karl hatte es eilig. Wollte nur kurz Bescheid sagen, dass er die österreichische Grenze erreicht hat.

Martina trägt kurze, blonde Haare und eine markante, schwarz-weiße Brille. Die rundliche Frau sitzt in ihrem Wohnzimmer und blättert in alten Fotoalben. Dubai, Mexiko, Kuba, Bangkok. Wenn Karl sich etwas gegönnt hat, dann Urlaub. Die Fotos zeigen Matthias, Martina, Karl. Letzterer steht meistens am Rand der Fotos oder hält sich im Hintergrund. Er ist kein Typ, der gerne im Rampenlicht steht. Zumindest nicht, wenn er nüchtern ist. „Auf Feiern war Karl der Letzte, der nach Hause ging“, sagt sie. „Er war allein-stehend, deswegen ist er mit uns in den Urlaub geflogen. Nur zu seinen Wander- oder Skitouren waren wir nie mit.“

Das weiße Ecksofa und die große Holzschrankwand erinnern an die Möbel in Karls Wohnzimmer. Kein Wunder. Martina hat ihm geholfen, seine Zwei-Zimmer-Wohnung einzurichten. Bevor er ins Kaunertal fuhr, hatte er wenig Zeit. Erst einen Tag

vorher war er aus einem zweiwöchigen Urlaub in der Dominikanischen Republik zurückgekommen. Gefeierte hatte er dort, die Nächte durchgetrunken und es vielleicht ein bisschen übertrieben. „Er hat dort Österreicher kennengelernt“, sagt Martina. Er hatte ihr Fotos von den Abenden gezeigt. Haben diese Leute etwas mit seinem Verschwinden zu tun? Hat er etwas mitbekommen, das er nicht wissen durfte? Nachvollziehen lässt sich das nicht. Die Kamera, auf der die Fotos gespeichert waren, hatte Karl bei sich, als er verschwand.

Was ist mit ihm passiert? Diese Frage quält Martina. Sie schaut zu ihrem Mann Matthias. Der hat eine Idee: „Vielleicht hat er sich was angetan.“ Selbstmord – das Wort will er nicht aussprechen. Seine Frau hält sofort dagegen: „Das denkst du. Ich nicht. Nie, nie, nie im Leben! Nicht Karl. Er müsste durchgedreht sein.“ Sie hätte doch gemerkt, wenn er Depressionen gehabt hätte. Oder gesundheitliche Probleme. Oder überhaupt Probleme. „Karl war ein ganz normaler Typ.“ Jedes Wort hat sie auf die Waagschale gelegt, das er zu ihr sagte, bevor er ins Kaunertal fuhr. „Karl war schlecht drauf, als er aus der Karibik kam“, erinnert sie sich. „Erschöpft vom Feiern.“

Wer sich in den Bergen umbringen will, hat viele Möglichkeiten: Klippen, schmale Wege, steile Abhänge, Eis und Schnee auf den Gletschern und Berggipfeln. Aber ein Selbstmord ohne Leiche? „In dem Fall von Karl-Heinz Hunold glaube ich nicht an Selbstmord“, sagt Andreas Falkeis. „Entweder hätte er einen Brief hinterlassen oder etwas mitgenommen. Der war zu ordentlich, zu strukturiert.“

Karl wuchs in geregelten Verhältnissen im thüringischen Breitenbach auf. Ein Dorf zwischen Leinefelde und Worbis, 16 Kilometer östlich von Heiligenstadt. Kornfelder, sanfte Hügel und kleine Gruppen von Laubbäumen zieren die Landschaft an den südwestlichen Rändern des Harzes. Als Karl neun Jahre alt war, starb sein Vater. Die Mutter zog ihn und seine Brüder Herbert und Hermann alleine groß. Karl schloss eine Malerlehre ab, heiratete, bekam seinen Sohn Michael und ließ sich nach zehn Jahren scheiden. Inzwischen arbeitet er als Hausmeister in einer Prüfstelle für Krankenkassenrezepte. In seiner Freizeit spielt er Fußball und Tennis, fährt Fahrrad, wandert oder schwimmt. So lange es das Wetter zulässt, fährt er mit dem Rad zur Arbeit. Sonst bemüht er seinen Golf. In seinen Österreichurlaub fährt er mit dem Zug bis nach Landeck, danach weiter mit dem Bus.

Im Kaunertal gibt es nur eine Buslinie. Wie ein Nadelöhr liegt Feichten zwischen zwei Bergketten. Im Süden begrenzt durch



Kein Abschiedsbrief, kein Hinweis auf den Grund seines Verschwindens. In Hunolds Wohnung in Thüringen fanden die Beamten keine Erklärungen



Herbert Hunold glaubt nicht, dass sein Bruder noch lebt. Jeden Tag überlegt er, was ihm zugestoßen sein könnte

den Gepatsch-Stausee, im Norden trennt eine Engstelle zwischen den Felswänden den schmalen Teil des Tals vom nächstgrößeren Ort Prutz. Wer wie Karl-Heinz Hunold ohne Auto in das Tal hinein will, kommt am Busfahrer nicht vorbei. Andreas Falkeis hat Glück – der Fahrer erinnert sich an den Vermissten. Wegen des vielen Gepäcks. Drei Koffer und zwei kleine Reisetaschen. Nimmt jemand, der sich umbringen will, fünfzehn T-Shirts und acht Paar Schuhe mit in den Urlaub? Macht sich ein Selbstmörder die Mühe, seine Koffer auszupacken und die Hotelschränke einzuräumen?

Karls älterer Bruder Herbert Hunold und dessen Frau Dagmar waren erschüttert, als sie die Nachricht von Karls Verschwinden erhielten. Jeden Tag überlegen sie seitdem, was ihm zugestoßen sein könnte. Vielleicht wäre es leichter zu ertragen, wenn sie wüssten, dass Karl tot ist. Und was mit ihm im Dezember im Kaunertal geschah. Dann könnten sie zumindest ihre Ungewissheit begraben. In Herberts starrem Blick liegt Verzweiflung. Er vermutet, dass sein Bruder bei seinem letzten Ausflug nicht alleine unterwegs war. An die falschen Leute könne man schnell geraten. Hatte er etwas bei sich, für das es sich lohnt, einen Menschen zu töten?

Andreas Falkeis geht der Vermutung nach. Durch Ausschlussprinzip versucht er nachzuvollziehen, was Karl bei sich trug, als er verschwand. Falkeis schickt Fotos an die Familie und die Freunde des Vermissten. Sie zeigen die Sachen aus dem Hotelzimmer. Was fehlt? Ein Paar braune Halbschuhe, eine graue Hose, ein roter Rucksack, eine Kamera und eine schwarze Softshell-Jacke. Portemonnaie, Geld, iPad und Handy liegen noch im Zimmer. „Wir gehen nicht von einem Gewaltverbrechen aus“, sagt Andreas Falkeis. Und was ist mit einem anderen Tatmotiv? „Weil er am ersten Tag seines Aufenthaltes verschwand, wird Karl-Heinz Hunold vermutlich keinen Streit mit jemandem gehabt oder sich Feinde gemacht haben.“

Der dritte Januar wäre der Tag gewesen, an dem Karl aus dem Urlaub zurückkommen wollte. „Mein Mann hat immer geglaubt, dass er an diesem Tag wieder auftaucht“, sagt Dagmar. Als Erinnerung an ihn haben sie einen Eckschrank, eine Engelsfigur und eine Krippe aus seiner Wohnung geholt.

„Inzwischen glauben wir nicht mehr, dass er irgendwann vor unserer Tür steht“, sagt Herbert. Er wirkt erschöpft. „Aber er kann seinen Schrank natürlich sofort wiederhaben, wenn er doch auftaucht“, ergänzt Dagmar. Ihr Verstand spricht dagegen, aber die Hoffnung bleibt.

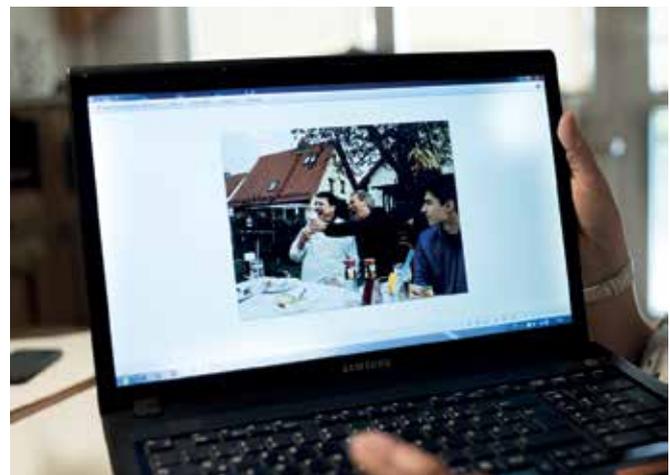
Andreas Falkeis' Verstand sagt ihm, dass Karl nicht weit von seinem Hotel entfernt sein kann. Im Dezember dämmt es im Kaunertal gegen vier Uhr nachmittags, kein Wanderer entfernt sich um diese Jahreszeit weit von seiner Pension. Am frühen Montagnachmittag des 22. Dezembers ist die Berggretting verständig.

Der Einsatz beginnt.

Alpinpolizisten und Bergretter suchen die Hänge in Talnähe ab. Ein Schotterweg führt zu einer Aussichtsplattform. Der Boden aus Metallgitter ermöglicht Besuchern einen Blick auf das 400 Meter unter ihnen liegende Feichten. „Die Plattform ist neu. Sie wird in den Werbeprospekten erwähnt“, sagt Falkeis. „Ein gutes Ziel für einen Wanderer, der sich die Umgebung ansehen will.“ Sie liegt 90 Gehminuten vom Kaunertalerhof entfernt. Auf der anderen Seite des Tals führt ein Forstweg zu einem alten Gehöft. Ein schwarzes, sechs Meter hohes Jesuskruz drängelt sich in den Blick aufs Tal. „Auch dorthin könnte Karl-Heinz Hunold gegangen sein“, sagt Falkeis. „Viele Touristen sehen das Kreuz vom Dorf aus.“ In fünf Stunden hätte der Vermisste eine dieser Wanderungen problemlos meistern können.

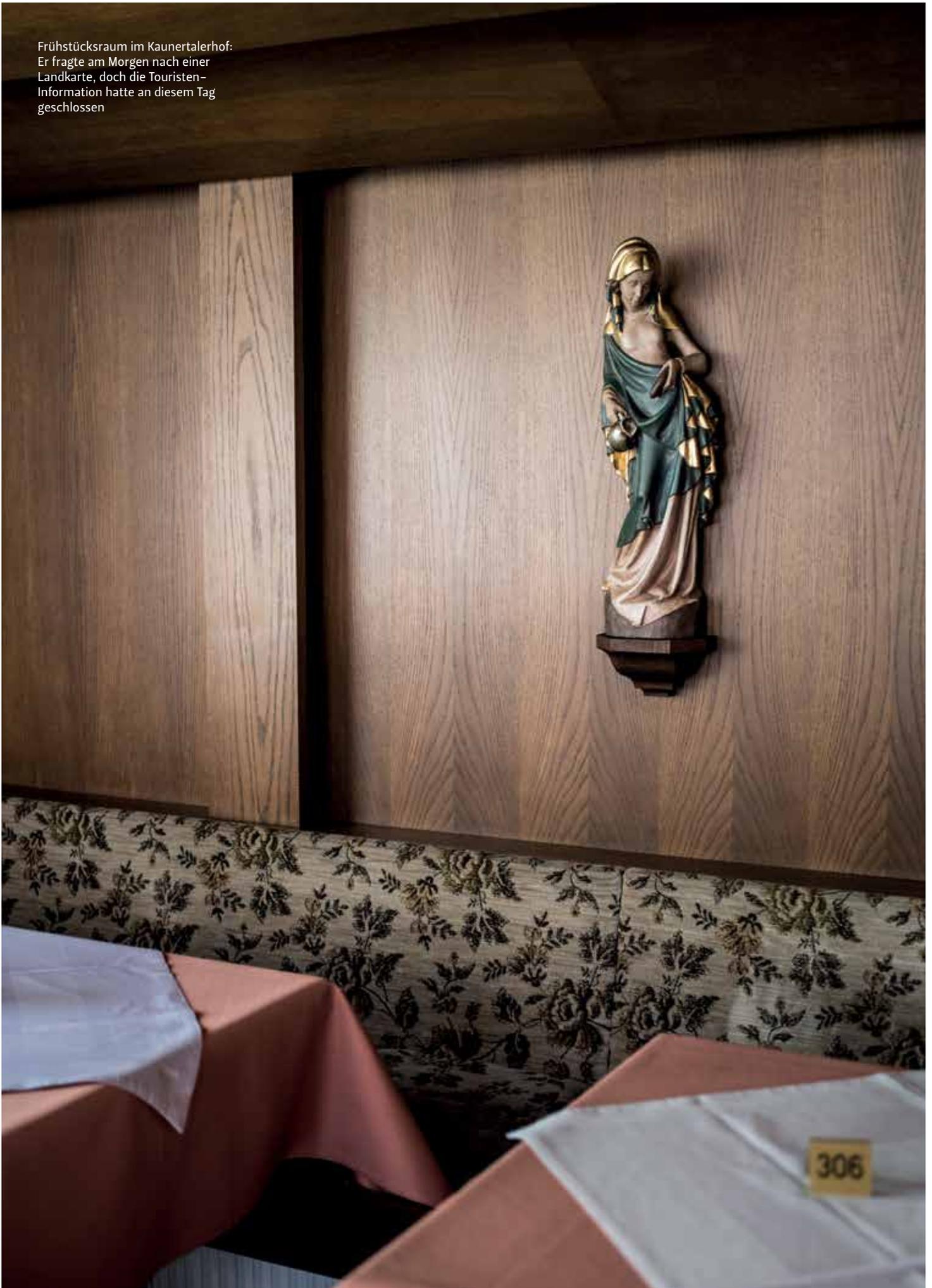
„Er wäre niemals am ersten Tag bis auf 3000 Meter hochgegangen“, sagt Hermann Hunold. Er ist Karls ältester Bruder. „So bekloppt war der nicht. Da übersäuert deine Muskulatur und du kannst die nächsten Tage nichts mehr machen.“ Er trägt ein dunkles Muskelshirt und eine kurze Sporthose. Gerade hat er noch im Garten gearbeitet, als Rentner bleibt ihm Zeit dazu. Der Blick aus seinen hellblauen Augen ist stechend, zielstrebig. Er hat sich damit abgefunden, dass er seinen jüngsten Bruder wohl nicht wiedersehen wird. Während er spricht, setzt er seine Hände ein, um den Wörtern Nachdruck zu verleihen.

Die zweite Nummer, die Karl kurz vor seinem Verschwinden wählte, war die seiner Hausärztin. Was sein Bruder von der Ärztin wollte, weiß Hermann nicht. Sie beruft sich auf ihre ärztliche Schweigepflicht. Karl hat außerhalb der Sprechstunde bei ihr angerufen, vermutlich hat er niemanden erreicht. Die thüringische Kriminalpolizei, die sich später in den Fall einschaltet, holt ein Gutachten der Hausärztin ein. Daraus geht hervor, dass Karl keine lebensbedrohlichen Krankheiten hatte.



Auf ihrem Laptop zeigt Martina Hartung ein Foto von Karl (m.). Es wurde während einer Geburtstagsfeier im Herbst 2014 aufgenommen

Frühstücksraum im Kauernertalerhof:
Er fragte am Morgen nach einer
Landkarte, doch die Touristen-
Information hatte an diesem Tag
geschlossen





Michael über seinen Vater: „Der war so ein Typ. Der sagt einfach nichts“

Wieso ruft er an einem Wochenende seine Hausärztin an? „Er hatte Bluthochdruck, dagegen hat er eine Zeit lang Tabletten genommen“, sagt Hermann. „Karl ist in der Sauna öfter mal umgekippt. Die Sanitäter mussten ihn raustragen.“ Vielleicht hat er auf einem der steilen Wanderwege einen Schwindel bekommen und ist abgestürzt. „Aber da hätten sie doch die Leiche gefunden, das muss nahe am Dorf gewesen sein“, schätzt Hermann. Unzählige Male war er mit seinem Bruder auf Wanderungen oder zum Klettern gewesen. Sogar den Großglockner haben sie bezwungen. Nur in den letzten Jahren, da kriselte es zwischen den Geschwistern und der Kontakt riss ab. Erbstreitigkeiten, nachdem die Mutter verstorben war.

Trotzdem fährt Hermann am zweiten Weihnachtsfeiertag mit Karls dreißigjährigem Sohn Michael ins Kautertal.

Wanderer haben dort vier Möglichkeiten, wohin sie gehen können. Entweder in den Norden nach Prutz, in den Süden zum Stausee oder auf die Bergketten westlich und östlich des Tals. Die Alpinpolizisten laufen die Wege ab. Sicher ist für Andreas Falkeis nur, dass Karl nicht über der Baumgrenze unterwegs war. Dort lag zum Zeitpunkt des Verschwindens Neuschnee. „Alle Spuren in der Schneedecke haben wir abgeklärt“, sagt Falkeis.

Hermann Hunold bleibt skeptisch. „Die von der Bergrettung haben gesagt, sie hätten alles abgesucht“, sagt er. „Sie hätten ihn finden müssen. Sie haben ihn nicht gefunden.“ Trotzdem läuft er mit Michael die Strecke nach, von der er glaubt, sein Bruder könnte sie gegangen sein. Die Wanderwege im Kautertal sind breit, große Wegweiser zeigen die Richtung. Verlaufen unmöglich. Die Landschaft ist gut einsehbar, graue Gesteinsbrocken ragen aus dem moosigen Boden. Erst zweihundert Meter über Feichten versperren abgestorbene Fichtenzweige, Farne und hervorstehende Klippen die Sicht auf den steilen

Hang. Hermann und Michael halten die Augen offen. Keine Spur von Karl.

„Und da ist diese Frage“, sagt Hermann nachdenklich. „Weil Organraub in Österreich schon vorgekommen sein soll. Mit den Spendern, das läuft nicht so. Vielleicht haben die Karl weggefangen.“ Er kann sich nicht daran gewöhnen, dass ihm niemand erklären kann, was mit seinem Bruder passiert ist. Manchmal fragen ihn Menschen auf der Straße, ob Karl gefunden wurde. Hermann antwortet dann: „Den finden die nicht. Nie. Der ist weg, ganz weg.“

Am späten Montagnachmittag glaubt Andreas Falkeis noch daran, dass sie Karl finden. Die Bergretter müssen vorsichtig sein, die Bodenglätte ist tückisch. Erst vor Kurzem sind zwei ihrer Kollegen bei einem Rettungseinsatz am Gletscher ums Leben gekommen. Bis spät in die Nacht suchen die Einsatzkräfte Unterholz, Klippen und Wegränder ab. Zwei Helikopter, einer davon mit Wärmebildkameras, und eine Hundestaffel sind im Einsatz. Die Helfer seilen sich an Felsvorsprüngen ab und erklimmen mit Steigeisen die rutschigen Bergwände. Nichts.

Michael Hunold will demnächst noch einmal ins Kautertal fahren. Zum Klettern, nicht um Karl zu suchen. Ob er sich keine Gedanken macht? „Ich nicht, nein. Karl hätte nur nicht alleine losfahren sollen.“ Wenn er erzählt, zuckt manchmal sein linkes Augenlid. Fast unmerklich, aber die kleine Bewegung ist da. „Sonst waren wir zusammen unterwegs.“ Nur dieses Mal nicht. Michael Hunold musste arbeiten. Er ist Fahrer für eine Cateringfirma und stellt Getränkeautomaten auf. „In diesem Urlaub hat nichts gepasst“, sagt er. „Normalerweise war Karl um vier Uhr morgens wach und hat Landkarten durchgesehen.“ Dass sein Vater erst gegen halb elf gefrühstückt haben soll, versteht Michael nicht. Vielleicht ging es Karl tatsächlich nicht gut. „Der war so ein Typ. Der sagt einfach nichts.“

Als es am Nachmittag des 24. Dezembers noch immer keine Spur von Karl gibt, bricht Andreas Falkeis die Suche ab. Er und seine Männer haben vierzig Kilometer unwegsames Gelände durchkämmt. „Irgendwann wussten wir nicht mehr, wo wir suchen sollten“, sagt er. Kann es sein, dass Karl nicht gefunden werden will? „Falls der sich abgesetzt haben sollte, dann hat er es perfekt gemacht.“

Meldezettel des Kautertalerhofs: Die Wirtin trug als Abreisedatum „wird vermisst“ ein



Daran glaubt Michael Hunold nicht. Sein Vater hätte Bescheid sagen können, wenn er wegziehen wollte. Oder zurück in die Dominikanische Republik geflogen wäre. Außerdem ist es schwierig, sich ohne Geld und Kleidung davonzumachen. Ganz ausschließen will er es aber nicht. „Vielleicht hat er Geld abgehoben, bevor er nach Österreich gefahren ist“, überlegt Michael. Das Landeskriminalamt in Thüringen hat die Konten des Vermissten ständig auf dem Schirm. Seit Karl verschwunden ist, hat er nicht mehr auf sie zugegriffen. „Vielleicht hat er vorher Geld abgehoben. Kleine Summen“, überlegt Michael. „Nicht so, dass es auffällt.“ Er zweifelt an der Kompetenz der Beamten. Zwei Monate hätten sie versucht, den vierstelligen Zahlencode von Karls iPad zu knacken – ohne Erfolg. Mit dem Internet konnte Karl allerdings nie viel anfangen. Im Kaunertalerhof hatte er sich nicht einmal einen Internetzugang geben lassen.

Einige Tage nach Weihnachten machen sich kleine Trupps der Bergrettung noch einmal auf die Suche nach Karl. Inzwischen ist es keine Rettung mehr, sondern eine Bergung. Es gibt kaum noch Hoffnung, den Vermissten lebend zu finden.

Im Kaunertal hängen Fotos von Karl, daneben eine Beschreibung von seiner Kleidung. Die Feichtner gruseln sich. Sie glauben, dass sie im Sommer beim Pilze sammeln zwischen den Schwammerln eine Leiche finden werden. „Es ist schlimm, einen Toten zu bergen“, sagt Andreas Falkeis. „Aber noch schlimmer ist es, einen Vermissten nicht zu finden.“

Normalerweise findet er Personen nicht mehr, die sich im hochalpinen Gelände aufgehalten haben. Lawinen und Gletscher zermalmen einen Körper regelrecht. Die Lunge platzt, Knochen werden zerrieben. Da bleibt nicht viel übrig. Karl verschwand jedoch in Talnähe. „Er könnte in eine Spalte gestürzt sein oder an einer ungünstigen Stelle gelegen haben“, vermutet Falkeis. „Wenn der Wind aus der falschen Richtung weht, können die Hunde drei Meter neben dem Vermissten stehen und niemand merkt etwas.“

Wie ein Nadelöhr liegt Feichten im Kaunertal, eingezwängt zwischen Hängen und nur durch eine einzige Straße erreichbar

**VIELLEICHT IST ER AUSGERUTSCHT UND GESTÜRZT.
VIELLEICHT HAT ER
DEN BERG UNTERSCHÄTZT**



Oft ziehen in den Alpen überraschend Gewitter auf. Doch am Tag von Karls Verschwinden war es trocken und klar

SCHRITTE:

49 684



Celina de Cuveland hatte den Text gerade fertig geschrieben, da klingelte ihr Handy. Dagmar Hunold informierte sie, dass Kleidungsreste gefunden wurden, die mit hoher Wahrscheinlichkeit von ihrem Schwager stammen. Das Ende der Geschichte musste neu geschrieben werden

Andreas Falkeis steht auf der Aussichtsplattform über dem Kaunertal. Es ist Sommer, die Hitze der Sonne brennt auf der Haut. Noch immer keine Spur von Karl. Sein Blick schweift zum gegenüberliegenden Hang. Er trägt leichte Bergsteigerkleidung. In einer seiner vielen Jackentaschen steckt ein Funkgerät. Un-deutliche Stimmen dringen aus dem Lautsprecher. Falkeis wird nervös, lauscht. Wieder ein Absturz. Zwischen dem Rauschen dann ein Wort, deutlich zu verstehen: Tödlich.

Acht Monate und zwölf Tage nachdem Karl verschwand, macht sich ein Rentner auf den Weg zu einem der Bergbäche im Kaunertal. Zwei Kilometer südlich von Feichten rauscht der vordere Kuppbach aus einer Höhe von 2 100 Metern ins Tal. Drei Wochen zuvor war dort eine Mure, eine Schlammlawine, aus dem hochalpinen Gelände ins Tal geschwemmt worden. Der Rentner sucht nach schönen Steinen für seinen Vorgarten. Stattdessen entdeckt er am Rand der Mure erst ein paar Fetzen von Kleidung, dann einen einzelnen Schuh. Sofort verständigt er die Alpinpolizei. Die Beamten finden später einen Unterschenkelknochen, einen Socken und rot-schwarze Textilstücke, die auf einen Rucksack schließen lassen. Auch den Wanderschuh, den der Rentner beschrieben hatte, können die Beamten ausfindig machen. Falkeis hält es für wahrscheinlich, dass die Fundstücke von Karl stammen und schickt sie in die Gerichtsmedizin.

Das Gelände, aus dem die Mure ins Tal geschwemmt wurde, liegt achthundert Meter oberhalb von Feichten. Es ist unwegsam und schroff. Ein Wanderweg führt in einer großen Kurve um das Geröll und die Steilhänge herum. Vielleicht wollte Karl-Heinz Hunold diesen Weg abkürzen. Vielleicht ist er ausgerutscht und gestürzt. Vielleicht hat er den Berg unterschätzt. Was ihm an jenem Dezembertag zustieß, wird niemand mehr genau nachvollziehen können. Doch für Karls Familie und seine Freunde endet mit dem Bescheid aus der Pathologie etwas, an dem sie sich beinahe neun Monate festgehalten haben: Die Hoffnung, dass er noch lebt.

13



Für viele Frauen sind die Straßen New Yorks ein Fashion-Kampfbiet. Es geht um Blicke und Bewunderung. Die Waffen: Make-up, Kleider und High Heels. Dazu braucht es Geschmack, das nötige Kleingeld und Leidenschaft

**„Es würde alles besser gehen,
wenn man mehr ginge“**

JOHANN GOTTFRIED SEUME

INDEX

Die Autoren



1

LJUBA NAMINOVA
ljuba.naminova@
gmail.com



7

VERONIKA WULF
veronika.wulf@
web.de



2

JESSICA SABASCH
jessica.sabasch@
posteo.de



8

DAVID SAHAY
david.sahay@
live.de



3

CHRISTINE LUZ
christine.luz@
gmx.de



9

SAMANTA
SIEGFRIED
samsieg@
gmx.ch



4

RAPHAEL THELEN
rthelen@
posteo.de



10

CELINA DE CUVELAND
celina.decuveland@
gmx.de



5

PASCALÉ MÜLLER
mlr.pascale@
gmail.com



11

ISABEL STETTIN
isabel.stettin@
gmx.de



6

FREYA ALTMÜLLER
freya.altmueller@
gmx.de



12

HANNES OPEL
hannes.opel@
gmx.de

Die Fotografen



1

AGATA
SZYMANSKA-MEDINA
agata.szymanska7@
gmail.com



2

TOM GERHARDT
tomgerhardt.foto@
gmail.com



3

ANGELINA VERNETTI
angelina.vernetti@
icloud.com



4

MARIA KLENNER
maria.klenner@
gmx.de



5

EMILE DUCKE
info@
emileducke.de



6

JONAS KAKO
jonas.kako@
yahoo.de



7

CARINA SCHMITT
cater.schmitt@
web.de



8

VICTOR
HEDWIG
info@
victorhedwig.com



9

CHINA
HOPSON
mail@
china-hopson.com



10

ARZU SANDAL
info@
sailboatphotographie.de



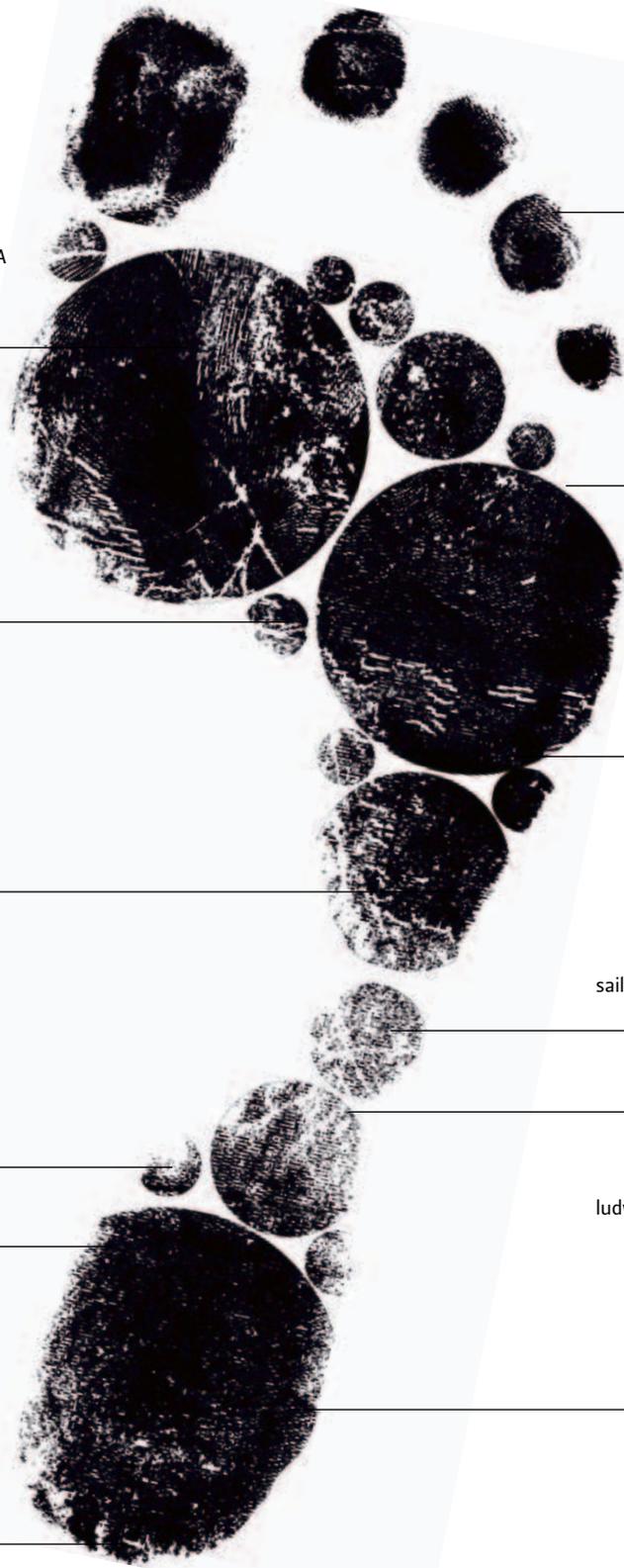
11

LUDWIG
ANDER-DONATH
ludwig_ander-donath@
hotmail.de



12

MORITZ RICHTER
mail@
moritzrichter.com



14

**„Das Glück muss entlang der
Straße gefunden werden, nicht am
Ende des Weges“**

DAVID DUNN



Stark verdickte Hornhäute sollen mit einem Fußbad und einer zehnprozentigen Salzlösung (am besten Totes- Meer-Salz) eingeweicht werden, empfiehlt die Apotheken-Umschau. Auch Bimssteine helfen. Dieser Rat richtet sich allerdings eher an mitteleuropäische Fußgänger. In anderen Teilen der Welt können sich Millionen von Menschen keine Schuhe leisten, so dass ihre Sohlen mit der Zeit lederartig verhärten und nicht selten auch für die Übertragung von Krankheiten verantwortlich sind. Buddhistische Mönche dagegen tragen keine Schuhe als Zeichen der Bedürfnislosigkeit